

Bernstein

und das

Sozialdemokratische Programm

Eine Antikritik

von

Karl Kautsky

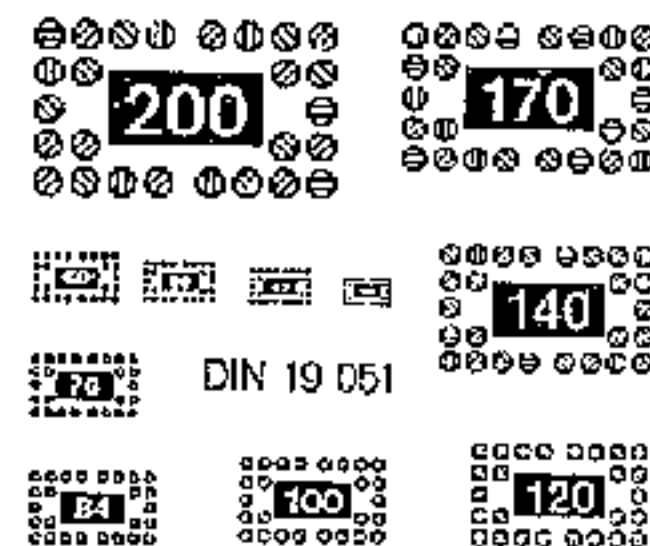
Stuttgart

Verlag von J. B. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)

1899

558

0550.125



Die Einkommenszahlen für Frankreich können wir von vornherein ausscheiden. Es sind nur absolute, nicht relative Zahlen, die also eine Zu- oder Abnahme gar nicht erkennen lassen. Das Jahr ist nicht angegeben, denn sie entstammen. Auch erfahren wir nicht die Daten, auf welche sie sich stützen. Man bedenke, daß Frankreich keine Einkommensteuer hat. Leroy-Beaulieu verzichtete daher darauf, die französischen Einkommen zu berechnen; er suchte aus den Daten des Grundbesitzes und der städtischen Mieten und der Begräbniskassen Anhaltspunkte für die Verteilung des Volkseinkommens zu gewinnen. („Essai sur la répartition des richesses“, S. 499.) Wenn uns daher Bernstein mit großer Bestimmtheit mitteilt, in Frankreich hätten 1700000 Familien ein Durchschnittseinkommen von 5200 Francs, so müssen wir eine sicherere Basis dafür verlangen, als die einfache Angabe „nach Mullh.“. Es handelt sich offenbar nur um eine Schätzung.

Kommt Sachsen. Hier wird von dem kolossalen Zahlenmaterial nur spärlicher Gebrauch gemacht: „Dort stieg von 1879 bis 1890 die Zahl der Einkommen zwischen 1600 und 3300 Mark von 62140 auf 91124, die der Einkommen zwischen 3300 und 9600 Mark von 24414 auf 38841.“ Das ist alles, nebst dem Hinweis in einer Fußnote, „daß zwischen 1879 und 1892 die Zahl der Einkommen zwischen 800 und 3300 Mark (besser gestellte Arbeiter und Kleinbürgerthum) in Sachsen von 227839 auf 439948, d. h. von 20,94 Prozent auf 30,48 Prozent der Besitzten stieg.“ Die Entwicklung der anderen Einkommen erfahren wir nicht. Eine Vergleichung erlauben uns also auch die sächsischen Ziffern nicht.

Wir wollen das von Bernstein Verjämte nachholen. Daß wir statt der Ziffern für 1890 die für 1894 setzen, die wir (in einer Tabelle des schon erwähnten Hertnerschen Buches) eben zur Hand haben, wird wohl keinen Unterschied machen.

Nach dieser Tabelle betrug im Königreich Sachsen die Zahl der eingeschätzten physischen Personen:

Mit einem Einkommen von	1879	1894	Zunahme	
			Absolut	Prozent
bis 800 Mark	828686	972257	143571	17,3
800 - 1600 -	165362	357974	192612	116,4
1600 - 3300 -	61810	106136	44326	71,6
3300 - 9600 -	24072	41890	17818	74,0
9600 - 54000 -	4683	13518	8835	184,4
über 54000 -	238	886	648	272,0

Nehmen wir den absoluten Zuwachs, dann finden wir, daß die Einkommen unter 800 Mark sich um 143571 vermehrten, die über 3300 Mark

nur um 24291. Da aber die Einkommen unter 800 Mark den zweifelhaftesten Vorteil genießen, drei Viertel sämtlicher Einkommen auszumachen, die über 3300 Mark dagegen nur ein Zwanzigstel, so erscheint erstere Zunahme, in Prozenten ausgedrückt, weit geringer als letztere. Gehen wir aber von den relativen Zahlen aus, dann finden wir, daß die Einkommen unter 800 Mark am langsamsten wuchsen; ihnen schließen sich aber eben jene Einkommen an, deren Zunahme Bernstein allein hervorgehoben hat; sie wuchsen neben den kleinsten Einkommen am langsamsten; die von 1600 bis 3300 Mark nur um 71,7 Prozent, die von 3300—9600 um 74 Prozent. Am schnellsten wuchsen die mittleren „proletarischen“ Einkommen, zwischen 800 und 1600 Mark, um 116,4 Prozent, darunter die geringeren wieder am raschesten, die von 800—960 Mark um 133,5 Prozent, dagegen die von 1400—1600 nur um 79,5 Prozent; noch rascher wuchsen die Mieseneinkommen über 54000 Mark, um 272 Prozent. „Man kann also sagen, die gegenwärtige Einkommensverteilung verstärkt relativ am meisten die Schichte des mittleren Arbeiterstandes und die Gruppe der Millionäre“ (Hertner).

Wollte Bernstein nur sagen, daß die Vermehrung der Lohnarbeiter nicht gleichbedeutend ist mit der der Armen, daß Proletarisierung der Volksmasse nicht notwendigerweise ihre Pauperisierung bedeutet, dann dürfte er sich auf diese Ziffern stützen, hätte aber dann gegen die Marx'sche Theorie sehr wenig bewiesen. Wir werden darauf bei der Besprechung der Verelendungstheorie noch zurückkommen.

Die Marx'sche Theorie behauptet bloß, daß am raschesten die Lohnarbeiter und die große Bourgeoisie zunehmen und die zwischen ihr liegenden Schichten relativ abnehmen. Soweit man aus einer Einkommensteuerstatistik darauf schließen kann, sagt die sächsische daselbe.

Sollte die Bernstein'sche Behauptung von der Zunahme der Besitzenden etwas anderes sein, als eine sonderbare Form der Behauptung, daß die Geldlöhne im Steigen begriffen sind — sollte sie gleichbedeutend sein mit der Behauptung, daß die Zahl der mittleren Besitzenden schneller wächst, als die der Lohnarbeiter und Miesekapitalisten, daß also die sozialen Gegensätze sich nicht verschärfen, sondern mildern, dann bieten uns die sächsischen Zahlen nicht die mindeste Stütze.

Aber noch bleiben ihm zwei Beweise: die preussische und die englische Statistik. Auf sie legt er das Hauptgewicht. Sie müssen von durchschlagender Wirkung sein.

In Preußen gab es, wie die Leser Baffalles wissen, 1854 bei einer Bevölkerung von 16,3 Millionen nur 44407 Personen mit einem Einkommen von über 1000 Thaler. Im Jahre 1894/95 versteuerten, bei einer Gesamtbevölkerung von gegen 33 Millionen, 821296 Personen Einkommen über 3000 Mark. 1897/98 war die Zahl auf 947228 gestiegen. Während die Bevölkerung sich ver-

doppelte, hat sich die Schicht der besser situirten Klassen um mehr als verdreifacht. Selbst wenn man dagegen in Anrechnung setzt, daß die 1866 annektirten Landestheile meist größere Wohlhabenziffern aufweisen als Altpreußen, und daß viele Lebensmittelpreise in der Zwischenzeit erheblich gestiegen sind, kommt noch mindestens ein Zunahmeverhältniß der besser Situirten gegen das der Gesamtbevölkerung von weit über 2:1 heraus. Nehmen wir z. B. einen späteren Zeitraum, so finden wir, daß in den vierzehn Jahren zwischen 1876 und 1890, bei einer Gesamtzunahme der Besitzten um 20,56 Prozent, die Einkommen zwischen 2000 bis 20 000 Mark (das wohlhabende und kleinere Bürgerthum) von 442 531 auf 582 024 Steuerzahler, d. h. um 31,52 Prozent anwächst. Die Klasse der eigentlichen Besitzenden (8000 Mark Einkommen und darüber) wächst in der gleichen Zeit von 36 319 auf 109 095, d. h. um 58,47 Prozent. Fünf Sechstel dieses Zuwachses, nämlich 82 226 von 38 776, entfallen auf die Mittelschicht der Einkommen zwischen 6000 und 20 000 Mark."

Diese Zahlen wirken allerdings unwiderstehlich, wenigstens auf den ersten Anblick. Länger freilich nicht. Schon die Vergleichung des alten Preußen von 1854 mit dem neuen von 1894 muß überraschen. Preußen hat sich seitdem nicht nur, wie Bernstein selbst bemerkt, um sehr wohlhabende Landstriche vergrößert, es ist auch der herrschende Staat im Deutschen Reiche, die Hauptstadt Preußens, das 1854 17 Millionen Einwohner zählte, ist die Hauptstadt eines Großstaats geworden, der 1894 51 Millionen Menschen enthielt, also dreimal so viel als das Preußen von 1854. Berlin, das 1854 etwas über 400 000 Einwohner aufwies, hat seine Einwohnerzahl seitdem vervierfacht und hat die Fähigkeit erlangt, alle höheren Einkommen nicht bloß Preußens, sondern des ganzen Reiches, an sich zu ziehen. Die Einkommensteuer Preußens wurde also von einer Reihe von Faktoren begünstigt, die mit der durch die kapitalistische Entwicklung verursachten relativen Zunahme der Besitzenden gar nichts zu thun hatte. Schon das allein verbietet es, der Vergleichung der Zahlen von 1854 und 1894 irgend eine Bedeutung beizumessen.

Dazu kommt aber noch ein anderer, entscheidender Grund. Die Einkommensteuerstatistik von 1894 erfolgte auf Grund eines ganz anderen Gesetzes, als die von 1854. Um nur zwei Unterschiede zu nennen: das Gesetz von 1851 belegte bloß die physischen Personen mit der Einkommensteuer. Das Gesetz von 1891 beehrte die Steuerpflicht auch auf die Erwerbsgesellschaften (Aktiengesellschaften, Konsumvereine) aus. Nach dem ersten Gesetz wird das Einkommen von Kommissionen eingeschätzt, deren Mitglieder von den Kreis- resp. Stadtvertretungen gewählt werden, und die sich jedes „lästigen Eindringens" in die Einkommensverhältnisse zu enthalten haben. Das neue Gesetz führte obligatorische Selbstangabe des Einkommens und empfindliche Strafen für falsche Angaben ein, erleichtert auch die Kontrolle der Steuererklärungen. Angesichts dieser und anderer Veränderungen sagt

denk auch J. Pierstorff (im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", 1. Supplementband, S. 280): „Eine gründlichere Erkenntnis der bestehenden Einkommensvertheilung ist für Preußen erst mit der Einführung des neuen Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891 ermöglicht worden. Die Ergebnisse der früheren Klassen- und Einkommensteuer waren, weil lediglich auf Schätzungen Dritter beruhend, für die Erkenntnis der Einkommensvertheilung von sehr zweifelhaftem Werth."

Die Vergleichung der Resultate von 1854 mit denen von 1894 ist also wissenschaftlich wertlos. Aber Bernstein bringt noch andere preussische Ziffern aus den Jahren 1876 und 1890. Gegen diese Ziffern läßt sich jedoch nicht nur daselbe einwenden, was gegen die von 1854, daß sie unzuverlässig sind, Bernstein giebt sie auch unvollständig wieder. Er entnahm sie der Tabelle, die Soetbeer berechnet hat und die im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" abgedruckt ist. Nach dieser Tabelle zählte man:

Im Jahre 1876:

Einkommensklassen	Zahl der Besitzten				Einkommen	
	Ohne Angehörige		Mit Angehörigen		Zur ganzen Bevölkerung	Prozent
	Personen	Prozent	Personen	Prozent		
bis 525 Mark	3311752	89,11	6869856	25,65	1321,7	16,86
525 " 2000 "	4704767	55,57	16840444	67,82	4354,4	55,42
2000 " 20000 "	442531	5,22	1593244	6,41	1879,1	22,64
über 20000 "	8033	0,10	29240	0,12	898,8	5,08

Im Jahre 1890:

bis 525 Mark	4094428	40,11	8383359	28,62	1647,4	16,88
525 " 2000 "	5517828	54,05	18562145	63,81	5119,7	51,53
2000 " 20000 "	682053	5,71	2095348	7,21	2475,2	24,86
über 20000 "	13583	0,13	47081	0,16	698,8	6,98

In dieser vollständigen Wiedergabe geben die preussischen Ziffern ein etwas anderes Bild, als in der Auslese, die Bernstein ihnen zu Theil werden ließ. Selbst wenn wir die Besitzten mit mehr als 2000 Mark alle den Besitzenden zurechnen wollten, haben diese sich nur um 145 000 vermehrt, indeß gleichzeitig die Einkommen unter 2000 Mark um mehr als das Zehnfache, um 1 600 000 zunahmten. Nun haben freilich die Einkommen von 2000 bis 20 000 Mark sich nur 31,52 Prozent vermehrt, die Gesamtsumme der Besitzten nur um 20,56 Prozent. Aber gerade die Kernsten der Armen, die Einkommen unter 525 Mark, haben auch rascher zugenommen, als die Gesamtsumme, nämlich um 23,6 Prozent. Noch tröstlicher erscheint diese Zunahme, wenn man nicht die Besitzten allein, sondern auch ihre Angehörigen in

Betracht zieht. Während die Gesamtbevölkerung Preußens von 1876 bis 1890 von 24 832 784 auf 29 087 933 stieg, also um 17,1 Prozent, wuchs die Zahl der Besitzen mit einem Einkommen von unter 525 Mark sammt ihren Angehörigen von 6 369 856 auf 8 383 359, also um 31,6 Prozent. Und dabei sank das Durchschnittseinkommen in dieser Klasse von 208 auf 197 Mark. Das nennt Bernstein eine Zunahme der Besitzenden, Ausgleichung der sozialen Gegensätze, die so offenkundig zu Tage liegt, daß es Thorheit wäre, sie sich verbergen zu wollen!

Die Quelle, der Bernstein seine Ziffern entnahm, findet deren Sprache denn auch keineswegs so günstig, wie er. „Soerbeer muß selbst zugeben“, heißt es da, „daß die von ihm nachgewiesenen Resultate Anhaltspunkte zu der Behauptung geben, daß sich das Einkommen ungleichmäßiger vertheile, da die unteren und oberen Klassen an Häufigkeit zunehmen, die unteren im Durchschnittseinkommen sinken, die höheren steigen.“ Allerdings heißt es weiter: „Er selbst hält aber diesen Schluß nicht für gerechtfertigt, weil die Einschätzung für die besitzlosen Klassen milder, für die höheren strenger werde, und sich der Fortschritt der Volkswirtschaft gar nicht anders zeigen könne, als daß allmählig immer mehr Steuerpflichtige in die höheren Klassen aufsteigen.“ Also mit anderen Worten, Soerbeer erklärt, die Zahlen der preussischen Einkommensteuerstatistik beweisen das Gegentheil dessen, was jetzt auch Bernstein behauptet; trotzdem glaubt er, daß die liberale Auffassung von der fortschreitenden Ausgleichung der sozialen Gegensätze gerechtfertigt sei; einmal aus theoretischen Gründen, die uns hier noch nichts angehen, und dann deswegen, weil die Einschätzungen unzuverlässig seien. Das zeigt aber doch im günstigsten Falle nur, daß die Soerbeer'schen Ziffern nichts gegen die Bernstein'sche Behauptung beweisen. Es blieb Bernstein vorbehalten, durch künstliche Isolirung einiger dieser Ziffern aus der Soerbeer'schen Tabelle einen glänzenden Beweis für seinen Satz herauszubestilliren.

Daß die Soerbeer'sche Tabelle nichts beweist, glauben auch wir. Sie umfaßt ungefähr denselben Zeitraum, wie die oben erwähnte sächsische Tabelle, zeigt aber eine ganz andere Entwicklungstendenz. In Sachsen finden wir einen Niedergang des Pauperismus und eine Zunahme des besser bezahlten Lohnproletariats auf Kosten der Paupers einerseits, der kleinen Besitzenden anderseits. In Preußen finden wir in dem gleichen Zeitraum eine relative Abnahme des besser bezahlten Lohnproletariats (absolut wächst es um 1 722 000 Köpfe), dafür Zunahme der besitzenden Bevölkerung und eine ebenso große der untersten Schichten des Proletariats.

Es ist nicht anzunehmen, daß Sachsen und Preußen gleichzeitig eine so gegensätzliche Entwicklung durchzumachen gehabt hätten. Viel näher liegt der Schluß, daß zum Mindesten die preussischen Ziffern nichts beweisen, was

von vornherein durch die Art der Steuereinschätzung bis 1891 wahrscheinlich gemacht wird.

So bleibt Bernstein nur noch das kolossale Zahlenmaterial, das England bietet.

Selbst angenommen, aber nicht zugegeben, die englischen Zahlen bewiesen eine Zunahme der Besitzenden, so würden sie damit noch nicht beweisen, daß dies das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise sei, denn es scheint, als ob England aufhört, den Typus des kapitalistischen Substruktivismus zu repräsentiren.

Das ist klar: es wäre lächerlich, die Zunahme der Besitzenden als Gesetz der kapitalistischen Produktionsweise bloß aus der Besitz- oder gar Einkommensbewegung ihres Wohnorts zu deduziren. Sollten etwa in Monte Carlo oder im Berliner Thiergartenviertel die Besitzenden rascher zunehmen, als die übrige Bevölkerung, so wäre damit sehr wenig bewiesen. Um die Gesetze einer Produktionsweise zu erforschen, müssen wir ihr ganzes Gebiet ins Auge fassen, nicht ein Stück davon.

England wird aber immer mehr eine Art Thiergartenviertel der Welt. Auf der einen Seite wächst immer mehr sein Kolonialbesitz und die Zahl der englischen Beamten und Gläubiger, welche ihn ausbeuten und die Beute in England verzehren. Noch mehr aber wächst die Zahl der mit englischem Kapital gegründeten wirtschaftlichen Unternehmungen im Ausland — Banken, Handlungshäuser, Fabriken, Eisenbahnen —, deren Leiter und Aktionäre in England wohnen, dort den Mehrertrag einheben und verzehren, der außerhalb Englands produziert worden. Nicht minder wächst der Betrag der außer-englischen Staatsschulden, die von englischen Kapitalisten vorgestreckt worden sind.

„Indien allein“, bemerkte Marx schon vor einem Menschenalter, „hat an 5 Millionen (Pfund) Tribut zu zahlen, für ‚gute Regierung‘, Zinsen und Dividenden von britischem Kapital etc., wobei gar nicht berechnet sind die Summen, die jährlich heimgesandt werden, theils von Beamten als Ersparnisse aus ihrem Gehalt, theils durch englische Kaufleute als Theil ihrer Profite, um in England angelegt zu werden. Von jeder britischen Kolonie sind aus denselben Gründen fortwährend große Kassen zu machen. Die meisten Banken in Australien, Westindien, Kanada sind mit britischem Kapital gegründet, die Dividenden sind in England zu zahlen. Ebenso besitzt England viel auswärtige Staatspapiere, europäische, nord- und südamerikanische, wovon es die Zinsen zu empfangen hat, dazu kommt dann noch seine Theilnahme bei ausländischen Eisenbahnen, Kanälen, Bergwerken etc., mit den entsprechenden Dividenden. . . . Was andererseits von England ins Ausland geht an Besitzer englischer Werthpapiere und an Verzehr für Engländer im Ausland, ist dagegen verschwindend“ („Kapital“, III, 2, S. 130).

Seitdem dies geschrieben worden, ist die Entwicklung in dieser Richtung mächtig vorgeschritten. Während die Bevölkerung von Großbritannien und Irland 1871 31 800 000 betrug, 1891 37 700 000, also sich bloß um nicht

ganz 20 Prozent vermehrte, wuchs die Bevölkerung des britischen Kolonialreichs von 200 Millionen auf über 300 Millionen, also um mehr als 50 Prozent. Noch rascher aber wuchs der Bereich der ökonomischen Ausbeutung für das englische Kapital. Mulhall nahm 1882 den Betrag des im Auslande angelegten englischen Kapitals auf 22 Milliarden Mark an, Verstein selbst giebt an, daß heute sein Betrag auf 43 Milliarden geschätzt wird. Dagegen giebt er den Betrag des in die englischen Aktiengesellschaften eingezahlten Kapitals auf 22 Milliarden an. Sind diese Ziffern richtig, so ergäbe das eine Verdoppelung des im Auslande angelegten Kapitals binnen anderthalb Jahrzehnten! Auf jeden Fall behnt sich das Ausbeutungsgebiet (nach der Volkszahl) des britischen Kapitals weit rascher aus als die britische Bevölkerung. Wollte aber Verstein das Gesetz der Zunahme der Besitzenden in der kapitalistischen Produktionsweise aus den statistischen Zahlen Englands ableiten, so mußte er diese Zunahme in Beziehung setzen zur Zunahme der Proletarier nicht bloß in England, sondern im gesamten englischen Ausbeutungsgebiet.

Das ist freilich eine Aufgabe, die sich mit dem gegebenen statistischen Material nicht lösen läßt.

Indessen wäre auch die Vergleichung der Vermehrung der Besitzenden mit der der Gesamtbevölkerung Englands nicht ohne Bedeutung. Ergäbe sie eine raschere Zunahme der Besitzenden, so bewiese sie zwar nicht, daß die Marxischen Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise falsch sind, wohl aber daß die Hindernisse des Sozialismus in England wachsen.

Die revolutionäre Kraft in der modernen Gesellschaft ist vom marxistischen Standpunkt nicht das Kapital überhaupt, sondern das industrielle Kapital; dieses bildet die Kraft, welche die Vorbedingungen sozialistischer Produktion schafft und die Proletarier in die Welt setzt, deren historische Aufgabe es ist, diese Produktion herbeizuführen.

Das Handelskapital und das Leihkapital bilden dagegen für sich noch keine revolutionären Kräfte; sie schaffen für sich allein noch kein revolutionäres Proletariat. Wenn in England das Handelskapital und das nicht in der heimischen Industrie beschäftigte Leihkapital rascher wachsen als das industrielle Kapital, dann ist es nicht unmöglich, daß dort die Besitzenden rascher zunehmen als die Bevölkerung. Dann ist es auch möglich, daß dort die sozialen Gegensätze sich vermindern, aus dem Grunde, weil dann die soziale Entwicklung im Vergleich zu der vorwiegend industrieller Länder, wie Deutschland und Amerika ins Stocken geräth.

Es ist zu wiederholten Malen von Engländern selbst die Befürchtung ausgesprochen worden, England werde das Schicksal Hollands theilen, das im 17. Jahrhundert in jeder Beziehung der höchst entwickelte kapitalistische Staat

der Welt war, bei dem aber die Entwicklung des kommerziellen und Leihkapitals immer mehr die des industriellen Kapitals überwucherte, so daß schließlich Holland zwar einer der kapitalreichsten und mit Besitzenden am zahlreichsten versehenen, aber auch einer der ökonomisch rückständigsten und für die soziale Entwicklung bedeutungslosesten Staaten wurde.

Ob dies das Schicksal Englands, ob es berufen ist, aus der Werkstatte der Welt ihr Geldschrank zu werden, das läßt sich noch nicht erkennen. Sicherlich aber wird der Sozialismus nur aus der Werkstatte und nicht aus dem Geldschrank entspringen.

Aber diese Unterschiede existieren für Verstein nicht. Marx hat das industrielle von dem Handels- und Leihkapital getrennt und die Entwicklungsgesetze jeder einzelnen dieser Kapitalarten untersucht. Verstein, der sich's zur Aufgabe gesetzt, den Marxismus zu vertiefen und zu vervollkommen, wirft alle Kapitalarten zusammen, setzt dann an Stelle des präzisen Begriffs des Kapitalisten den verschwommenen des „Besitzenden“ und gebraucht noch diesen Begriff in so verschiedenartiger Weise, daß schließlich weder er noch seine Leser recht wissen, was damit gemeint wird. Auf diese Weise wird der Marxismus von seinen Widersprüchen gereinigt und auf eine höhere Stufe gehoben.

Selbst wenn es Verstein gelänge, für England eine relative Zunahme der Besitzenden zu erweisen, so würde das für sich allein über die allgemeinen Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise nur wenig Licht verbreiten.

Indessen giebt er uns hier ebenso wenig als sonst eine Besitzstatistik, sondern nur eine Einkommensstatistik. Da haben wir zunächst einige absolute Zahlen aus dem Jahre 1893/94, die für sich natürlich gar nichts beweisen. Dann aber kommt sein großer Trumpf, den er zum Theil in fetter Schrift anzeichnet, damit ihn der Leser ja nicht übersteht.

„In der ‚British Review‘ vom 22. Mai 1897 finden sich einige Zahlen über das Wachstum der Einkommen in England von 1851 bis 1881. Danach zählte England Familien mit 150 bis 1000 Pfund Sterling Einkommen (die mittlere und die kleine Bourgeoisie und die höchste Arbeiteraristokratie): 1851 rund 300 000, 1881 rund 900 000. Während die Bevölkerung in diesen dreißig Jahren sich im Verhältniß von 27 auf 35, d. h. um etwa 30 Prozent vermehrte, stieg die Zahl dieser Einkommensklassen im Verhältniß von 27 auf 90, d. h. um 233 1/3 Prozent. Sie wird heute von Wissen auf anderthalb Millionen Steuerzahler geschätzt.“ (S. 49).

Ja, geschätzt! Der große, fettgedruckte Trumpf, er beruht auf einer Schätzung, nicht einer Zählung. Später freilich wird bereits die auf diese Schätzung aufgebaute Hypothese als eine von den Steuerbehörden aus-

gesundhaftete Tatsache bezeichnet, „an der sich heute gar nicht mehr rütteln läßt“ (S. 178).

Warum wurde aber die Zahl der Zensiten nur geschätzt, nicht gezählt? Aus dem einfachen Grunde, weil das letztere unmöglich ist.

Das englische Einkommensteuergesetz theilt die Einkommen in fünf große Klassen, nach den Quellen, denen sie entspringen: 1. Grundeigenthum, 2. Landnutzung, 3. Staatsrenten, 4. Beamtenbesoldungen und endlich 5. die Klasse aller übrigen Einkommen aus Industrie, Handel etc. Jede dieser Klassen zerfällt wieder in Unterabtheilungen und in jeder derselben wird die Steuer besonders erhoben. Wir erhalten nur die Zahlen der Zensiten und ihre Vertheilung auf die einzelnen Steuerflüsse innerhalb einzelner Gruppen, die Gesamtzahl der Zensiten und das Gesamteinkommen eines jeden bleiben uns dunkel und können nur „berechnet“, das heißt mehr oder weniger genau geschätzt werden.

Das ist ein Gebiet, wie geschaffen für statistische Schönfärberei.

Wie wenig die englische Einkommensteuerstatistik beweist, davon ein Bröckchen. In Kolbs Statistik werden die Einkommen in Schedule D (Industrie und Handel) von 1812 und 1847 miteinander verglichen. Da finden wir

Einkommen von 150 bis 500 Pfund Sterling	Zunahme	196 Prozent
„ „ 500 „ 1000 „ „ „	„	148 „
„ „ 1000 „ 2000 „ „ „	„	148 „
„ „ 2000 „ 3000 „ „ „	„	118 „
„ „ 3000 Pfund Sterling und darüber	„	169 „

Dazu bemerkt Kolb: „Die Bevölkerung war im Allgemeinen um 60 Prozent gestiegen, der Wohlstand also dreimal stärker als die Bevölkerung gewachsen“ (vergl. Statistik 1875, S. 431). Das ist fast genau das gleiche Resultat, das uns Bernstein für die Zeit von 1851 bis 1881 vorführt. 1812 bis 1847, das war die schlimmste Zeit für die Arbeiterbevölkerung Englands, die Zeit, der Engels die Schilderungen in seiner „Lage der arbeitenden Klassen“ entnahm, in der das Proletariat zusehends in Pauperismus und Kriminalität versank, kein Arbeiterschutzgesetz, keine kräftige Gewerkschaftsbewegung die physische und moralische Degenerierung des Proletariats aufhielt — die Entlohnung der Einkommensteuer zeigt aber das gleiche Bild wie heute.

Ohne treffliche Kritik der englischen Einkommensteuerstatistiken liefert Max Schippel in seinem Buche über „Das moderne Elend“, 1888. Es trägt das Motto: „Von zweien Welten eine mußt du wählen. Hast du gewählt, dann ist kein Rücktritt mehr.“

Selbst Herr Leroy Beaulieu, der bürgerliche Optimist in optimia forma und auf dem in Rede stehenden Gebiet Bernsteins Vorgänger, mußte

gestehen: „Kümmlicherweise best.: wir über die Einkommen in England keine so positiven Daten, wie wir sie für daselbe Phänomen in Deutschland gefunden haben. . . . Wir sind daher gezwungen, uns auf annähernde Schätzungen zu beschränken (aux indications approximatives).“ (Essay sur la repartition des richesses, S. 526). Aber wo der bürgerliche Schönfärber nur vorsichtig tastend und unter großer Zurückhaltung sich vorwärts bewegt, da acceptirt der Sozialdemokrat Bernstein leichtes Herzens jede Zahl, wo hinter sie herkommen mag, wenn sie nur gegen die sozialistische Lehre spricht. Die „British Review“ war (sie ist eingegangen) nicht etwa eine statistische oder nationalökonomische Fachzeitschrift, sondern ein halb politisches, halb literarisches konservatives Wochenblatt, das, nach der einen Nummer, die wir aufzutreiben möglich war, zu urtheilen, zu seinen Hauptaufgaben das Herunterreißen nicht bloß des Sozialismus, sondern auch der Demokratie machte. Der Artikel, auf den sich Bernstein beruft, ist ein anonymer Gelegenheitsartikel zum Jubiläum der Königin, volensirend gegen Hypothesen und Abstrakte, eine lächerliche rosenfarbene Schilderung des sozialen Fortschritts in England, die zu dem Resultat kommt: „Die Arbeiterklasse überrascht uns durch die Schnelligkeit, mit der sie immer reicher wurde; die kleine Bourgeoisie (the middle classes) durch die Schnelligkeit, mit der sie sich vermehrte.“ Als Beweis dafür marschiren die obigen Ziffern auf, die uns einfach vorgelegt werden, ohne jeden Hinweis auf die Methode, wie sie gewonnen, oder die Quelle, der sie entnommen wurden. Bernstein aber nimmt sie unbedacht hin und hält sie uns mit großer Emphase entgegen. Als gleichwerthig mit diesen Zahlen figurirt in dem Artikel der Hinweis auf die zahlreichen Villen, die um London herum gebaut wurden — „Villen mit hübschen Gärten, in denen zierliche junge Damen sich ergötzen und arlige junge Herren elegant Lawn tennis spielen“ etc. Mit welcher Leichtfertigkeit dieses Jubiläumshymnus die Statistik behandelt, davon nur ein Beispiel. In England giebt es bis heute keine Zählung der Lohnarbeiter, sondern nur eine der Erwerbsthätigen, ohne Unterschied ihrer Stellung. Die Angehörigen wieder werden gesondert gezählt. Der Verfasser des Jubiläumshymnus giebt aber mit der größten Bestimmtheit an, die Arbeiterbevölkerung des Vereinigten Königreichs sei 1851 26 Millionen und 1881 30 Millionen stark gewesen. Die Gesamtbevölkerung belief sich aber 1851 auf 27 746 000, 1881 dagegen auf 34 885 000. Die nichtproletarische Bevölkerung (Pächter, Handwerker, Kleinhändler, die Intelligenz, Kapitalisten und Grundbesitzer etc.) hätte demnach 1851 nur etwas über 1 1/2 Millionen betragen, nur 6 Prozent der Gesamtbevölkerung! Das ist einfach absurd. Baxter schätzte 1867 die Lohnarbeiter auf 80 Prozent aller Einkommen beziehenden Personen im Vereinigten Königreich. Da dann der Frauen- und Kinderarbeit die Zahl der An-

gehörigen bei den Arbeitern eine geringere als bei den höheren Klassen, betrug der Antheil der letzteren an der Gesamtbevölkerung noch etwas mehr als 20 Prozent.

Diese oberflächliche, vulgäre Harmoniebesetzung ist die wissenschaftliche Quelle, aus der Bernstein seine besten Waffen gegen die marxistische Lehre zieht! Nächstens wird er dem „Kapital“ ein anonymes Feuilleton aus der „Woche“ des Herrn Scherl entgegenstellen!

Je näher wir das statistische Material Bernsteins betrachten, desto mehr wird uns seine Wandlung ein Räthsel. Vergebens suchen wir nach den Thatfachen, die ihn veranlassen konnten, jener Lehre entgegen zu treten, von deren Wahrheit er aufs Tiefste überzeugt war, bei deren Propagierung er in erster Reihe stand, die er gegen alle Anfechtungen siegreich zu vertheidigen wußte.

d) Die Aktiengesellschaften.

In der Diskussion wies Bernstein auf die Vermehrung der Börsenblätter als Beweis für die Zunahme der Besitzenden hin.

Sa, aber die beweist doch nur das, was Niemand bestritten, wofür wir eben zahlreiche statistische Beweise gesehen, daß die Zahl der kapitalistischen Unternehmungen wächst, daß der Kapitalismus sich immer weiter ausbreitet, immer weitere Zweige des Erwerbslebens, immer weitere Gebiete der Erde in sein Reich hineinzieht, daß der Weltmarkt sich rapid entwickelt und daß der einzelne Geschäftsmann immer weniger im Stande ist, ihn durch seine eigenen persönlichen Beziehungen zu übersehen, daß nur die Mittel einzelner großer Zeitungen im Stande sind, diese Uebersicht zu liefern; endlich beweist diese rasche Vermehrung der Börsenblätter noch die raschen Fortschritte des Aktienwesens, die fortschreitende Zunahme jener kapitalistischen Unternehmungen, die einer gewissen öffentlichen Kontrolle unterliegen und der Öffentlichkeit bedürfen, jener „publicité“, die, wie die Panamaaffäre gezeigt, eine so vielgesuchte und theuere Waare geworden ist.

Aber die Zahl der Börsenblätter läßt uns absolut im Dunklen über die Zahl der Besitzenden. Jeder, der in Handel und Verkehr thätig ist, muß sie heutzutage lesen, einerlei, ob er Kapitalist oder bloß Angestellter eines Kapitalisten ist.

Für eine so offensichtliche Thatfache, wie die Zunahme der Besitzenden, sollten etwas deutlichere Beweise zu finden sein.

Bernstein glaubt denn auch, solche noch gefunden zu haben im Aktienwesen.

Die Aktiengesellschaft, erklärt er, wirkt der Zentralisation der Vermögen durch Zentralisation der Betriebe in sehr bedeutendem Umfang entgegen.

„Leider fehlt es durchaus noch an zahlenmäßigen Nachweisen über die thatsächliche Vertheilung der Stamm-, Prioritäts- u. Antheile der heute einen so gewaltigen Raum einnehmenden Aktiengesellschaften, da in den meisten Ländern die Antheile anonym sind (d. h. wie anderes Papiergeld ohne Umstände den Inhaber wechseln können), während in England, wo die auf den Namen eingetragenen Aktien überwiegen und die Listen der so festgestellten Aktionäre von Jedermann im staatlichen Registriramt eingesehen werden können, die Aufstellung einer genaueren Statistik der Aktienbesitzer eine riesenaufgabe ist, an die sich noch Niemand herangewagt hat. Man kann ihre Zahl nur auf Grund gewisser Ermittlungen über die einzelnen Gesellschaften annähernd schätzen. Um jedoch zu zeigen, wie sehr die Vorstellungen täuschen, die man sich in dieser Hinsicht macht, und wie die modernste und kraffteste Form kapitalistischer Zentralisation, der „Trust“, thatsächlich ganz anders auf die Vertheilung der Vermögen wirkt, als es dem Fernstehenden erscheint, folgen hier einige Zahlen, die leicht verificirt werden können.

„Der vor etwa Jahresfrist gegründete englische Nähgarn-Trust zählt nicht weniger als 12800 Antheilsehaber. Davon:

6000	Inhaber von Stammaktien	mit 1200	Mark Durchschnittskapital
4500	„ „ Prioritätsaktien	„ 3000	„ „
1800	„ „ Obligationen	„ 6800	„ „

„Auch der Trust der Feingarnspinner hat eine ausländische Zahl von Antheilsehabern, nämlich 6454.

2904	Inhaber von Stammaktien	mit 6000	Mark Durchschnittskapital
1870	„ „ Prioritätsaktien	„ 10000	„ „
680	„ „ Obligationen	„ 26000	„ „

„Ähnlich der Baumwoll-Trust R. u. L. Coats. Das sind einige Beispiele für die Zersplitterung der Vermögenstheile an zentralisirten Unternehmungen. Nun sind selbstverständlich nicht alle Aktionäre in nennenswerthem Umfange Kapitalisten und vielfach erscheint ein und derselbe große Kapitalist bei allen möglichen Gesellschaften. Aber bei alledem ist die Zahl der Aktionäre und der Durchschnittsbetrag ihres Aktienbesitzes in raschem Wachsthum begriffen. Insgesamt wird die Zahl der Aktienhaber in England auf weit über eine Million geschätzt“ (S. 47—49).

Also, wir haben keine Statistik des Aktienbesitzes; nicht Jeder, der eine Aktie besitzt, ist deswegen gleich ein Kapitalist, derselbe große Kapitalist erscheint bei allen möglichen Gesellschaften als kleiner Kapitalist wieder. Alles das giebt Bernstein selbst zu. Das heißt aber mit anderen Worten, alle die Daten, die er da bringt, sind als Zeichen der Zunahme der Besitzenden völlig werthlos. Sie beweisen noch weniger als die Einkommenssteuerstatistik, ihre Vorführung beweist bloß eins: die vollständige Rathlosigkeit Bernsteins, woher für seine Behauptung einen auch nur halbwegs plausiblen Beweis zu nehmen.

Nicht mehr als die Zahlen, die er bringt, beweisen die theoretischen Ausführungen, mit denen er sie einleitet. „Die Form der Aktiengesellschaft“,



sagt er, „wirft der Tendenz: Zentralisation der Vermögen durch Zentralisation der Betriebe in sehr bedeutendem Umfang entgegen.“ Warum? „Sie erlaubt eine weitgehende Spaltung schon konzentrierter Kapitale und macht Aneignung von Kapitalen durch einzelne Magnaten zum Zwecke der Konzentration gewerblicher Unternehmen überflüssig. Wenn nicht-sozialistische Ökonomen diese Thatsache zum Zwecke der Verschönigung der sozialen Zustände ausgenutzt haben, so ist das für Sozialisten noch kein Grund, sie sich zu verheimlichen oder hinwegzureden“ (S. 47).

Also wieder eine Thatsache, die uns Sozialisten unbequem wird, die wir verheimlichen oder wegreben wollen. Aber worin besteht diese „Thatsache“? Ist es Thatsache, daß die Form der Aktiengesellschaft der Zentralisation der Vermögen entgegenwirkt? Mit nichts, das ist vielmehr zu beweisen. Die Thatsache besteht bloß darin, daß die Form der Aktiengesellschaft die Spaltung schon vorhandener Kapitale erlaubt, die Aneignung von Kapitalen durch einzelne Magnaten überflüssig macht. Aber es wäre sehr vorschnell, wollte man deswegen es gleich als „Thatsache“ hinstellen, daß in Wirklichkeit diese Erlaubnis auch wirksam benutzt wird und daß die Kapitalmagnaten deswegen sich nicht mehr Kapitale aneignen, weil das überflüssig geworden ist.

Aktien werden in dieser schändlichen Welt nicht verschenkt, sondern verkauft, sie bringen nicht Geldbesitz, sondern setzen ihn voraus. Durch die Gründung einer Aktiengesellschaft wird an der bestehenden Besitzverteilung gar nichts geändert. Die Form der Aktiengesellschaft ermöglicht nur, was auch die Sparkassen und Banken leisten, daß kleine Geldsummen, die nicht zur Betreibung eines kapitalistischen Unternehmens ausreichen, zu Kapital werden. Die Form der Aktiengesellschaft vermehrt daher die der kapitalistischen Produktion zu Gebote stehende Kapitalmenge, sie erlaubt es, Besitz in Kapital zu verwandeln, der sonst nicht zu Kapital würde, sondern unverzinst als Schatz liegen bliebe, aber sie ändert zunächst gar nichts an der bestehenden Verteilung des vorhandenen Besitzes.

Die Zunahme der Zahl der Aktionäre beweist gar nicht die Zunahme der Zahl der Besitzenden; sie beweist nur, daß in der kapitalistischen Gesellschaft die Form der Aktie immer mehr die vorherrschende Form des Besitzes wird.

Der Hinweis auf die Form der Aktiengesellschaft löst also keineswegs das Problem, woher denn dies angebliche Wachsthum der Besitzerzahl stammt. Sie kann dieses Wachsthum, wenn es stattfindet, ausdrücken, sie kann es aber nicht erzeugen.

Woher soll es aber kommen angesichts der Zunahme der Proletarier? Darüber giebt uns Bernstein keine nähere Auskunft. Sollen etwa in steigendem

Maße Proletarier aus ihrem Lohne so viel ersparen, daß sie kapitalisten werden können? Bernstein legt zwar vor Schulze-Deßlich eine ebenso große Achtung an den Tag, wie vor Herrn Julius Wolf. Aber so lange er es nicht direkt ausspricht, nehme ich nicht an, daß er glaubt, die Zunahme der Besitzenden könne dem Sparen der Arbeiter entspringen. Bleibt nur jener Grund, den er selbst andeutet: Spaltung schon konzentrierter Kapitale.

Solche Spaltungen kommen vor, sie gehen ununterbrochen vor sich. Ihre Ursache ist das Erbrecht. Wenn das feudale Erbrecht die Enterbung aller anderen Kinder eines Ehepaars zu Gunsten eines einzigen festsetzt, bestimmt das bürgerliche die gleichmäßige Verteilung des Erbes unter alle Kinder. Das ist eine Einrichtung, die freilich der Zentralisation der Kapitalien sehr erheblich entgegenwirkt, sonst ginge diese noch weit schneller vor sich. Aber sollte die Erbtheilung der Kapitalien dazu führen, daß die Zahl der Kapitalisten schneller wächst, als die Bevölkerung, müßte auch ihre natürliche Vermehrung eine schnellere sein. Bekanntlich ist aber gerade das Gegenteil der Fall. Die Proletarier führen nicht umsonst ihren Namen, sie erzeugen eine zahlreiche Proles (Nachkommenschaft). Dagegen ist die ganze Familienpolitik der Kapitalisten daraufhin zugeschnitten, den dezentralisierenden Folgen der Erbtheilung möglichst entgegenzuwirken. Die Ehen werden möglichst so geschlossen, daß sie zur Vereinigung zweier habehaftig nach einander verlangenden Kapitalien führen, und das Zweifinder-System wird unter den Besitzenden immer allgemeiner. Daß diese eine verhältnismäßig zahlreichere Nachkommenschaft hervorbringen als die Proletarier, ist demnach von vornherein ausgeschlossen. Woher aber dann die „weitgehende Spaltung schon konzentrierter Kapitale“? Die Kapitalisten verschenken doch keine Kapitalien? Wo steckt denn dann jene Thatsache, die den Sozialisten so unbequem ist, daß sie versuchen, sie zu verheimlichen oder hinwegzureden? Wir können Bernstein nicht zwingen, an die Ehrlichkeit seiner bisherigen Kampfgenossen zu glauben, aber wir müßten doch wenigstens wissen, worin unsere Unehrlichkeit besteht.

Sollte Bernstein vielleicht meinen, daß die „Form der Aktiengesellschaft“, wenn sie auch direkt an der Besitzverteilung nichts ändert, so doch aus sich heraus Tendenzen entwickelt, die zur Dezentralisation der Kapitalien führen? Er sagt das nicht, und es liegt auch nicht der mindeste Grund vor, es anzunehmen. Alles spricht für das Gegenteil.

Sichere, sich gut verzinsende Aktien werden von den großen Kapitalisten mit Beschlag belegt. Für die kleinen Leute bleiben von den höher sich verzinsenden nur die unsicheren Papiere, die nicht ein Mittel sind, Besitzlose in Besitzende zu verwandeln, sondern eines, Spargroschen des Kleinbürgertums und der proletarischen Elite in die Taschen der Spekulanten zu locken.

Selbst der gerade nicht schwarzmalende Leroy Beaulieu muß in seinem schon mehrfach zitierten Buche gestehen: „Bisher haben die Aktiengesellschaften zwar dem Unternehmungsgeist einen mächtigen Anstoß gegeben und die Produktion entwickelt, aber sicher auch dahin gewirkt, eine große Ungleichheit im Besitz zu schaffen. Sie haben den Finanzleuten der Hauptstadt erlaubt, sich eines sehr großen Theiles der Ersparnisse des Publikums zu bemächtigen; sie sind in viel höherem Grade als die Industrie und der Handel der Ursprung kolossaler Vermögen gewesen. . . . Sie haben ohne Zweifel zu maßloser Bereicherung einiger geschickten Glückswitter und zur Verarmung zahlreicher naiver Gemüther geführt“ (S. 335, 338). Die Erlaubniß „zur weitgehenden Spaltung schon konzentrierter Kapitale“ nimmt hier eine andere Form an, als bei unserem Marxisten.

Freilich tröstet sich Leroy Beaulieu hier wie auch sonst mit der Erwartung, die Schattenseiten des Aktienwesens seien wahrscheinlich nur vorübergehende. Das schrieb er gerade zu der Zeit, als die Panamagesellschaft gegründet wurde.

Ist die Form der Aktiengesellschaft das auserlesene Mittel, Gimpel zu fangen und zu rupfen, so ist sie andererseits ein Mittel, den großen Kapitalisten neue Machtmittel zur Verfügung zu stellen, da sie nichts ist als eine besondere Form des Kredits. Das Kreditwesen „wird nicht nur selbst zu einer neuen gewaltigen Waffe im Konkurrenzkampf. Durch unsichtbare Fäden zieht es die über die Oberfläche der Gesellschaft in größeren oder kleineren Massen zerstückelten Geldmittel in die Hände individueller oder assoziierter Kapitalisten. Es ist die spezifische Maschine zur Konzentration der Kapitale“ (Marx).

Bernstein meint, die Form der Aktiengesellschaft mache „Aneignung von Kapitalen durch einzelne Magnaten zum Zwecke der Konzentration gewerblicher Unternehmen überflüssig“. Aber was nützt uns das, wenn die „Magnaten“ sich dadurch nicht beirren lassen, sondern vielmehr diese selbe Form benützen, fremde Kapitale ihren eigenen dienstbar zu machen und so „gewerbliche Unternehmungen“ von einer Ausdehnung zu schaffen und auszubeuten, zu denen ihre eigenen Mittel allein nicht ausreichen würden?

Erst jüngst lasen wir in einer amerikanischen Zeitung, der Nominalwerth der Zertifikate des Standard-Oil-Trusts betrage 97 250 000 Dollars. John D. Rockefeller besitzt deren im Werthe von 49 000 000. Er hat also die Mehrheit der Stimmen, und die Aktienform ist ein Mittel, ihm die freie Verfügung über fast das Doppelte seines eigenen Einkommens zu gewähren. Das mag gleichgiltig scheinen vom bloßen Standpunkt der Vertheilung des Profits. Aber das entscheidende soziale Moment ist nicht die Vertheilung, sondern die Produktion, und auf diesem Gebiete wird die Macht, damit aber auch das Einkommen des einen Rockefeller durch die Einzahlungen seiner Mitaktionäre enorm gesteigert.

Weit entfernt, die Wirkungen der Konzentration der Kapitale aufzuheben, ist das Aktienwesen vielmehr das Mittel, sie auf die Spitze zu treiben. Die Form der Aktiengesellschaft erst ermöglicht riesige Unternehmungen, denen das Einzelkapital nicht gewachsen ist. Sie ist die Form, in der sich die Monopolisierung einzelner Betriebszweige vollzieht. Ist die Monopolisierung der Trusts, der Eisenbahnen, der großen Banken, deswegen eine geringere, weil sie Aktiengesellschaften sind? Und sind sie deshalb weniger die Werkzeuge einzelner Finanzmagnaten, „welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses usurpiren und monopolisieren“?

Wir haben keine Statistik der Vertheilung des Aktienbesitzes, aber alles weist darauf hin, daß im Aktienwesen derselbe Prozeß der Akkumulation und Zentralisation von Kapital vor sich geht, den wir an den kapitalistischen Unternehmungen beobachten können.

Was durch das Aktienwesen offenbar vergrößert wird, das ist nicht die Zahl der Besitzenden, sondern innerhalb dieser Klasse die der nützigen Besitzenden. Es enthebt die Kapitalisten von Funktionen, die sie im ökonomischen Getriebe haben und macht sie bereits in der kapitalistischen Gesellschaft überflüssig. Diese Thatsache wird durch das rasche Anwachsen der Zahl der Aktiengesellschaften allerdings drastisch illustriert.

„Die stete Zunahme der „Treuhänder“-Gesellschaften, die den Kapitalisten die Sorge um die Anlage ihrer Vermögen abnehmen“, auf die sich Bernstein als ein Zeichen der Zunahme der Besitzenden beruft, beweist ebenfalls nur die Zunahme der Zahl der nützigen Besitzenden, beweist, wie rasch die Kapitalistenklasse für das ökonomische Getriebe der Gesellschaft überflüssig wird, wie sehr sie immer mehr zum Parasiten am gesellschaftlichen Körper heranwächst.

Nicht die Zunahme der Besitzenden wird durch die rasche Zunahme der Aktiengesellschaften bewiesen, sondern die wachsende Überflüssigkeit kapitalistischer Produktion, die wachsende Möglichkeit, ja Nothwendigkeit sozialistischer Produktion.

Aber Bernstein hat noch einen Beweis für die Zunahme der Besitzenden: „Wenn wir die Thatsache nicht durch Einkommens- und Berufsstatistik empirisch festgestellt vor uns hätten, so würde sie sich auch auf rein deduktivem Wege als die notwendige Folge der modernen Wirtschaft nachweisen lassen.

„Was die moderne Produktionsweise vor Allem auszeichnet, ist die große Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit. Die Wirkung ist eine nicht minder große Steigerung der Produktion — Massenproduktion von Gebrauchsgütern. Wo bleibt dieser Reichtum? Oder, um gleich die Frage auf den Kern der Sache zuzuspitzen: wo bleibt das Mehrprodukt, das die industriellen Lohnarbeiter über ihren eigenen, durch ihren Lohn begrenzten Konsum hinaus produzieren? Die „Kapitalmagnaten“ möchten zehnmal so große Häuser haben, als der Volkswirth ihnen nachsagt, und zehnmal so viel Bedienung halten, als sie in Wirklichkeit thun, gegenüber der Masse des jährlichen Nationalprodukts — man vergegenwärtige

sich, daß ja die kapitalistische Großproduktion vor Allem Massenproduktion ist — wäre ihr Konsum noch wie eine Feder in der Waage. . . . Wo bleibt also die Waarenmenge, die die Magnaten und ihre Schenkenschaft nicht verzehren? Wenn sie nicht doch in der einen oder anderen Weise den Proletariern zufließt, so muß sie eben von anderen Klassen aufgesaugen werden. Entweder steigende relative Abnahme der Zahl der Kapitalisten und steigende Wohlhabenheit des Proletariats oder eine zahlreiche Mittelsklasse, das ist die einzige Alternative, die uns die fortgesetzte Steigerung der Produktion läßt" (S. 51, 52).

Das ist Bernsteins theoretischer Beweis seiner These, die, wie wir gesehen, durch die Einkommens- und Berufsstatistik nichts weniger als „empirisch festgestellt“ ist. Allerdings ein Beweis eigener Art, ein Beweis, der in einer Frage besteht: Wo bleibt der Reichtum? Bernstein zeigt nicht, wie und warum der steigende gesellschaftliche Reichtum die Zahl der Verschwendenden vermehrt, es genügt ihm, daß er nicht weiß, wo der Reichtum sonst hingelangen könnte.

Versuchen wir, die Antwort zu geben, die Bernstein selbst hätte geben müssen.

c) Die Verwendung des Mehrwerts.

Da haben wir zunächst die Kapitalmagnaten selbst. Daß der Luxus, die Verschwendung in ihren Reihen enorm wächst, oft geradezu wahnwitzige Formen annimmt, das zeigt ein Blick auf das Leben und Treiben der „Crème“ der Gesellschaft in New York, Paris, London, an der Riviera und sonstigen eleganten Badeorten. Die Villen, Schlösser, Yachten, Jagdgründe dieser Leute, ihre Feste, ihre Liebhabereien, ihre Maitressen, ihre Spielverluste, alles das kostet jedem Einzelnen der „Magnaten“ immer größere Summen, denn die Lebenshaltung dieser braven Leute ist in schwindelndem Aufstieg begriffen, so daß selbst Könige nicht immer mithun können und zu den ordinärsten Schwindelmanövern greifen, um nicht ganz aus den Reihen der Lebewelt beklafft zu werden. Daß um die Magnaten ein stets wachsender Schweiß von Parasiten aller Art sich ansammelt, und daß diese zur „Spaltung schon konzentrierter Kapitale“ viel beitragen, ist richtig. Aber als Bernstein von der Zunahme der „Besitzenden“ sprach, dachte er doch nicht an diese Parasiten, Professionspieler, Jockeys, Guren und dergleichen.

Während aber der Luxus und die Verschwendung der einzelnen Magnaten wächst, nimmt auch ihre Zahl rapid zu, viel rascher als die Bevölkerung oder die Arbeiterklasse. Diese Zunahme läßt sich besser als ihre Verschwendung zahlenmäßig fixieren. Als ein Anzeichen der raschen Ausdehnung des Kreises der Kapitalmagnaten kann die Thatsache gelten, daß im Deutschen Reich von 1892 bis 1895 die Zahl der gewerblichen Betriebe nur um 1,6 Prozent

stieg, die Bevölkerung um 14,5 Prozent, die der Kleinbetriebe mit mehr als 1000 Arbeitern dagegen um 100 Prozent! Diefelbe Entwicklung zeigt, wie wir gesehen, die ziemlich zuverlässige jährliche Einkommensstatistik. Die Gesamtzahl der eingeschätzten physischen Personen wuchs von 1879 bis 1894 um 37,4 Prozent, von 1 084 751 auf 1 490 558, dagegen die der physischen Personen mit einem Kleinfamulus von mehr als 54 000 Mark um 272 Prozent, von 238 auf 886. Die Zahl dieser Besitzenden ist allerdings in rascher Zunahme begriffen.

Aber es wächst nicht nur die Zahl der Verschwendenden und ihre Verschwendung in einem Maße, wie es ohne Minimierung der Bevölkerung nur das erstaunliche Wachsen der Produktivität der Arbeit unter dem kapitalistischen Regime erlaubt. Es wächst auch die, man kann sagen unpersonliche, mit diesem Regime notwendig verknüpfte Verschwendung.

Bernstein selbst weist auf zwei Ursachen solcher Verschwendung hin: „Krisen und unproduktive Ausgaben für See- u. verschlingen viel, haben aber doch“, so wendet er ein, „in neuerer Zeit immer nur Bruchtheile des Gesamtnehrprodukts absorbirt.“ Das haben sie wohl nicht nur in neuerer Zeit gethan. Es fragt sich bloß, wie erheblich diese Bruchtheile sind. Die Verluste durch Krisen lassen sich ziffernmäßig nicht feststellen, wohl aber die Kosten der Armeen.

Im Deutschen Reich beliefen sich die Kosten des Landheers, der Marine und der Verzinsung der Reichsschulden, die doch nur durch das Kriegswesen nöthig wurden, 1874 auf 368 Millionen Mark, für 1899 dagegen waren sie auf 809 Millionen angelegt. Sie haben sich also mehr als verdoppelt, während die Bevölkerung inzwischen nur von 41 (1871) auf 52 Millionen (1895) anwuchs.

Aber die Verschwendung ist damit nicht erschöpft, man bedenke, daß das stehende Heer auch jährlich Hunderttausende von Männern im arbeitsfähigsten Alter unproduktiv festhält. 1874 waren es 400 000, heute sind es 600 000 Mann, deren Arbeitskraft in dieser Weise vergeudet wird. Rechnen wir, daß jeder derselben Produkte im Werthe von bloß 1000 Mark jährlich schaffen könnte — Rohsumme und Mehrwerth zusammengekommen —, so würde die Verschwendung durch Brachlegung der Arbeitskräfte des stehenden Heeres bereits den Betrag von 600 Millionen erreichen. Dazu die Selbstkosten des Kriegswesens addirt, erhalten wir heute eine Summe von fast anderthalb Milliarden gegen etwa 800 Millionen vor 25 Jahren, die der Volkswirtschaft jährlich entzogen wird. Innerhalb 25 Jahren ist das Deutsche Reich durch seine Armeen um circa 25 Milliarden, den sechsfachen Betrag der französischen Kriegsschuldung, ärmer geworden. Das ist denn doch schon ein recht aufsehener „Bruchtheil des Gesamtnehrprodukts“. Daß der Militarismus trotzdem nicht nach-

wendiger Weise zu absoluter Verarmung der Völker führt, daß er, wie ja das Deutsche Reich selbst beweist, mit einem erheblichen Anwachsen des gesellschaftlichen Reichthums Hand in Hand gehen kann, das verdankt er nur der enormen Produktivität der Arbeit unter dem kapitalistischen Regime. Um so verderblicher wird er freilich jenen Nationen, die nicht eine starke und kapitalfrächtige Großindustrie aufweisen können. Dort wird der „Bruchtheil des Gesamtmehrprodukts“, den er absorbiert, ein so großer, daß das ökonomische Leben dem Drucke erliegt, wie Italien und Spanien uns deutlich zeigen.

Aber der Militarismus und die Krisen sind nicht die einzigen Ursachen von Verschwendung in der kapitalistischen Gesellschaft. Auf andere Ursachen hat der Schreiber dieses 1889 in der „Neuen Zeit“ in einem Artikel über „Die Verschwendung in der kapitalistischen Produktionsweise“ hingewiesen (S. 25 ff.). Es sei gestattet, einige der dortigen Ausführungen zu wiederholen.

Eine nicht unwichtige Ursache von Verschwendung ist die Mode. Der Wechsel der Mode ist keineswegs ein Naturgesetz, sondern eine Eigenthümlichkeit gewisser Gesellschaftszustände.

„Man liebt es heutzutage, gesellschaftliche Erscheinungen durch naturwissenschaftliche Schlagworte zu erklären. Man fand die Wurzeln der historisch so jungen ‚freien Konkurrenz‘ im ‚ewigen Naturgesetz‘ des ‚Kampfes ums Dasein‘, und die Starrheit der wechselnden Kleidermoden ward zur Naturnothwendigkeit, indem man sie auf die geschlechtliche Zuchtwahl zurückführte. Man übersah dabei die Kleinigkeit, daß das Wesen der Mode der Wechsel ist, indeß die Charaktere, die der geschlechtlichen Zuchtwahl entstammen, in historischen Zeiträumen unveränderliche sind. Im Menschengeschlecht selbst finden wir, daß naturwüchsige Völker zäh an ihren Trachten und ihrer Architektur hängen und dieselbe unverändert von Generation zu Generation überliefern.“

„Nur unter bestimmten gesellschaftlichen Zuständen finden wir einen raschen Wechsel der Moden: in revolutionären Zeiten, in denen der Charakter der Gesellschaft rasch wechselt, und in Zeiten eines üppigen Luxus, in denen einerseits die herrschenden Klassen so viel an Mehrwerth oder Mehrprodukt erhalten, daß sie mindestens einen Theil davon verschwenden müssen, um ihn wieder los zu werden und in denen andererseits die Prostitution eine gesellschaftliche Macht wird.“

„Die gesellschaftliche Zuchtwahl in der Thierwelt ruft auffallende Charaktere unter den Männchen hervor, Mähnen, buntes Gefieder, Geweihe, Singstimmen etc. Die ‚geschlechtliche Zuchtwahl‘, die von den höheren und niederen Wirnen geübt wird, ruft dagegen auffallende weibliche Trachten hervor. . . . Das Auffallendste ist aber das Neue. Daher der stete Wechsel der Moden. . . . Aber das ist's nicht allein, was den Wechsel der Mode hervorruft. Stets nach der neuesten Mode gekleidet zu sein, ist ein Zeichen von Wohlstand, und zwar um so mehr, je rascher die Moden wechseln. Man will nicht bloß stets neu gekleidet sein, man will das auch zeigen, das Neue soll nicht bloß neu, es soll auch anders sein als das Alte. Nichts, was in der letzten Saison galt, soll in der neuen verwendbar sein. . . . Aber nicht bloß die Damen der vornehmen Welt wechseln heute rasch die Kleidertrachten. Wir wissen, wie billig und schlecht die Arbeiter

kaufen müssen. Die Kleider der Mädchen und Frauen aus dem Volke verschleiben heute so rasch, daß sie bald wieder durch neue ersetzt werden müssen. Wenn neue, warum nicht moderne? Es entspricht das ganz dem Zuge unserer Zeit, die die äußerlichen Standesunterschiede immer mehr zu verwischen sucht und in der alles in beständigem Flusse begriffen ist, alles nach Neuem drängt. Ehedem war der Wechsel der Moden ein Vorrecht der obersten Zehntausend. Heute bemerken die ‚Damen‘ voll moralischer Entrüstung, daß selbst unter Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen immer mehr die ‚Sucht‘ sich verbreitet, stets modern gekleidet zu erscheinen. Ein Modenwechsel geht heute nicht mehr in engem Kreise vor sich, seine Wirkungen erstrecken sich durch die ganze Gesellschaft und machen sich in der Produktion deutlich sichtbar. Mit einem Schlage entwerthet er eine Unzahl halb- oder gar nicht gebrauchter Fabrikate, die als Vadenhüter verschimmeln oder als Lumpen weggeworfen werden, wenn man nicht das Material, aus dem sie bestehen, noch einmal verarbeiten kann. Ein solcher Modenwechsel bedeutet eine enorme Verschwendung von Produkten aller Art. Aber eben dadurch hilft er etwas der Ueberproduktion ab und erzeugt eine Nachfrage nach neuen Produkten. Es sind daher nicht zum Mindesten die Händler und Fabrikanten der betreffenden Waaren, welche die raschen und schroffen Modenwechsel begünstigen, mitunter geradezu hervorrufen.

„In den unteren Schichten des Volkes erstreckt sich der Wechsel der Mode nur auf die Kleidung; bei den Wohlhabenden auch auf die Ausschmückung des Hauses. Dank der Stil- und Charakterlosigkeit unserer Zeit sind sie in der angenehmen Lage, mit den Stilen ihrer Wohnräume nach Belieben zu wechseln: heute ist deutsche Renaissance en vogue, morgen verrückter Bopst, übermorgen der fade Stil des ersten französischen Kaiserreichs, bis man schließlich bei einem Durcheinander von orientalischem Kremskrams anlangt. Daß dieses ewige Wechseln in den Möbeln, Tapeten etc. eine bedeutende Verschwendung von Arbeit und Material bedingt, liegt auf der Hand. . . .“

„Nur noch einer der kapitalistischen Produktionsweise eigenthümlichen Form der Verschwendung sei hier gedacht, der durch das Anwachsen der Großstädte hervorgerufenen. . . .“

„Aus der Zusammendrängung großer Menschenmassen auf geringem Raum ergeben sich immer größere Mißstände, erwachsen für den Gesundheitstechniker immer größere Probleme. Aufgaben, die auf dem flachen Lande nur geringe oder gar keine Schwierigkeiten verursachen, wie z. B. die Beschaffung von Trinkwasser oder die Abfuhr und Verwendung der Abfallstoffe, die Zufuhr von Lebensmitteln, die Schaffung von Spiel- und Erholungsplätzen, werden in der Großstadt Veranlassung zur Anlegung kostspieliger Parks, zur Schaffung riesenhafter Bauten, Schlachthöfe, Wasserleitungen, Kanalisationen etc. Mit Stolz und Entzücken weisen die Lobredner unserer Gesellschaft auf diese modernen Weltwunder hin, welche die des Alterthums so hoch überragen: und doch sind diese Triumphe des Menschengesitz nur Palliative, um die unerträglich gewordenen Mißstände zu mildern, die der Naturmensch gar nicht kennt. Nur wenige Jahrzehnte, oft Jahre genügen, daß ihre Wirkung durch das weitere Anwachsen der städtischen Bevölkerung illusorisch wird, neue, noch großartigere, noch kostspieligere Bauten nothwendig werden, wenn die Stadt überhaupt noch bewohnbar bleiben soll. In Paris projektirt man bereits eine Wasserleitung aus der Schweiz und einen Unrathskanal nach dem Meere. Dersel riesenhafte Bauten wären in einer Gesell-

schaft, in der der Gegensatz zwischen Stadt und Land aufgehoben, höchst überflüssig. Ihre Herstellung bedeutet eine Vergeudung, die aber unter der modernen Produktionsweise unabweisbar ist. Welche Verschwendung von Dungstoffen damit verbunden, ist bekannt.

„Für die Entwicklung des Baugewerbes ist dieses stets steigende Bedürfnis nach Anlagen der erwähnten Art natürlich sehr günstig. Das Anwachsen der Großstädte fördert es noch in anderer Weise. Immer mehr verödet das flache Land, seine Bewohner ziehen in die Stadt. . . Die Bauernhäuser werden leer, ihre bisherigen Bewohner bedürfen neuer Wohnungen in der Stadt. Eine große Bauthätigkeit wird erforderlich, nicht durch das Anwachsen der Bevölkerung, sondern bloß durch deren Ortswechsel, einen Wechsel, der nicht hervorgerufen wird durch die Lockungen einer gesünderen, lieblicheren oder fruchtbareren Gegend, nicht durch das Verlangen, die eigene Arbeit produktiver zu gestalten, sondern bloß durch das Bedürfnis, dem großen Markte näher zu sein, auf dem jede Waare, auch die Waare Arbeitskraft, eher Aussicht hat, einen Käufer zu finden, als in den Einöden, die abseits vom Weltmarkt liegen.

„Das Anwachsen der Großstädte verursacht aber gleichzeitig auch eine gewisse Bauthätigkeit auf dem flachen Lande. Trotz aller hygienischen Vorsichtsmaßnahmen und Einrichtungen werden die Großstädte immer ungesunder, immer notwendiger wird es für die Städter, um diese Wirkung wenigstens einigermaßen zu mildern, daß sie einen Theil des Jahres über außerhalb der Stadt in frischer Landluft, im Gebirge oder an der See, verbringen. Was ehemals als besonderer Luxus des Hofadels galt, eine Wohnung in der Residenz und gleichzeitig eine auf dem Lande zu besitzen, wird jetzt immer mehr ein allgemeines Erfordernis jeder, auch der bescheidenen, bürgerlichen Familie. Neben den sich leerenden Bauernhäusern entstehen Villen und Hotels, die einige Wochen im Jahre überfüllt sind, jedoch die andere Zeit über leer stehen.

„Das Anwachsen der Großstädte führt also zur steten Zunahme der Zahl von Häusern, die nur unvollständig benutzt werden, deren Erbauung eine Verschwendung bedeutet.

„In demselben Maße, in dem die Großstadt wächst, gehen auch in ihrem Inneren beständige Veränderungen vor sich. Das ganze Geschäftsleben konzentriert sich in ihrem Mittelpunkt, in einem verhältnismäßig kleinen Stadttheil. Dahin strömt tagsüber die Bevölkerung, soweit sie am Geschäftsleben theilnimmt, dahin drängen die gesamten Waarenmassen, die die Großstadt konsumiert oder deren Stapelplatz sie ist; von dort strömen Menschen und Waaren wieder hinaus zur Peripherie oder in die Kanäle des Welthandels. Das stete Auf- und Abwogen der Menschen- und Waarenmassen wächst von Jahr zu Jahr, erfordert eine stete Verbreiterung der Verkehrswege in der inneren Stadt, von Zeit zu Zeit große Neuanlagen solcher Wege, neuen Raum für Bahnhöfe und dergleichen. Und während so der für Häuser bleibende Raum immer enger wird, wächst die Nachfrage nach Komptoirs, nach Magazinen, nach Verkaufsläden in der inneren Stadt. Um dieser zu genügen, heißt es, die alten niederen Häuser durch neue, immer höhere ersetzen. Die Folge von alledem ist eine stete Revolutionirung der inneren Stadt — ein stetes Niederreißen und Neuaufbauen von Gebäuden, nicht erfordert durch die Vermehrung der Bevölkerung, nicht durch technische Rücksichten, etwa wegen Auffälligkeit, sondern nur durch gewisse Eigenthümlichkeiten der modernen Produktionsweise.

„Auch hier wie auf allen Gebieten, die sie beherrscht, zeigt sie sich als revolutionäre Produktionsweise comme il faut, die nichts Dauerndes kennt; heute entwerthet sie, was sie gestern geschaffen, sucht alles unbrauchbar zu machen, ehe es unbrauchbar geworden, und erklärt leichtem Herzens heute die ganze Arbeit für verendet, die im Gestern steckt, um neue Arbeit für das Morgen vergeuden zu können.“

Dies noch weiter zu illustriren und zu begründen, würde zu weit führen. Nur auf eine Art von Verschwendung sei noch hingewiesen:

Die kapitalistische Entwicklung führt zu steter Vermehrung der industriellen Reservearmee, wie Marx dargethan und wie auch Bernstein nicht leugnen wird — er spricht sich darüber allerdings nicht aus. Ein Theil dieser Reservearmee tritt zu Tage als Arbeitslose; ein anderer in der Form aller möglichen parasitischen Existenzen, von denen der kleine Zwischenhandel die verbreitetste ist.

Miteinander vergleichbare statistische Angaben über die Zahl der Arbeitslosen aus verschiedenen Zeiten haben wir nicht. Ihre Zahl selbst schwankt mit der Geschäftslage. Alle Indizien weisen darauf hin, daß sie in der Krisis der achtziger Jahre eine bedrohliche Höhe erreichte. Nicht minder während der Depression im Anfang dieses Jahrzehnts, namentlich 1892 bis 1894; aber selbst in den Zeiten der Prosperität werden wir die Arbeitslosen nie völlig los. 1895 wurden die Arbeitslosen im Deutschen Reiche gezählt. Damals begann bereits der wirtschaftliche Aufschwung. Man fand am 14. Juni 299 352 und am 2. Dezember 771 005, das macht 1,9 Prozent resp. 4,8 Prozent der damals gezählten Lohnarbeiter.

Von den Gezählten waren arbeitslos:

Wegen Krankheit		Aus anderen Ursachen	
14. Juni	2. Dezember	14. Juni	2. Dezember
120 848	217 365	179 004	553 640

Danach hätten die nicht wegen Krankheit Arbeitslosen bloß 1,11 Prozent der Lohnarbeiter im Sommer und 3,43 Prozent im Winter betragen.

Enorm waren die Schwankungen der Arbeitslosigkeit in einzelnen Berufen. So zählte man:

	Arbeitslose (nicht Kranke)		Arbeitslose in Prozent der Lohnarbeiter		Auf 100 Arbeitslose im Juni kommen im Dezember
	14. Juni	2. Dezember	14. Juni	2. Dezember	
Landwirtschaft . . .	18 442	158 340	0,33	2,62	858,06
Industrie der Steine und Erden	9 058	20 615	0,65	4,40	674,01
Baugewerbe	19 408	145 121	1,63	12,60	747,74

Besonders stark äußert sich die Arbeitslosigkeit in einzelnen Großstädten. Man zählte Arbeitslose (ohne die Kranken):

Am 14. Juni 1895	Prozent der Arbeiter	Am 2. Dezember 1895	Prozent der Arbeiter
in Hamburg	6,24	in Altona	9,51
„ Altona	5,79	„ Danzig	9,09
„ Berlin	4,70	„ Königsberg . . .	7,57
„ Leipzig	4,05	„ Stettin	7,19
		„ Hamburg	6,94
		„ Berlin	6,36
		„ Magdeburg . . .	6,11

Diese Zahlen sind gerade bedeutend genug. Sie wären aber offenbar ganz anders ausgefallen, wenn man statt zwei Momentaufnahmen zu liefern, Jeden gezählt hätte, der einmal im Laufe eines Jahres arbeitslos gewesen, und wenn man Jeden zu den Arbeitslosen gerechnet hätte, der in seinem Hauptberuf beschäftigungslos war.

In England betrug unter den organisierten Arbeitern, bei denen die Arbeit eine viel ständigere als bei der Masse der Unorganisierten, die Zahl der Arbeitslosen 1893 7,5 Prozent, 1894 6,9 Prozent und 1895 5,8 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder.

Die beste Zählung der Arbeitslosen dürfte die in den Vereinigten Staaten bei ihrem letzten Zensus vorgenommene sein. Sie beruht nicht auf einer „Momentaufnahme“, sondern umfaßt alle, die im Laufe eines Jahres (1. Juni 1889 bis 31. Mai 1890) einmal in ihrem Beruf beschäftigungslos gewesen. Man zählte 3 013 117 männliche und 510 613 weibliche Arbeitslose, 16 Prozent bzw. 13 Prozent der Erwerbstätigen (nicht bloß der Lohnarbeiter) des betreffenden Geschlechts. Das war in einer Periode wirtschaftlicher Blüte!

Die Arbeitslosen verteilten sich unter die einzelnen Produktionszweige in folgender Weise:

Beschäftigung	Männliche Erwerbstätige über 10 Jahre			Weibliche Erwerbstätige über 10 Jahre		
	Im Ganzen	Davon arbeitslos		Im Ganzen	Davon arbeitslos	
		Zahl	Prozent		Zahl	Prozent
Landwirtschaft, Fischerei, Bergbau	6333813	1120827	13,45	679523	108978	16,04
Freie Berufsarten u. (professional service) . . .	632640	54654	8,54	311657	87920	28,21
Persönliche Dienste . . .	2692879	689307	25,60	1667698	130774	7,84
Handel und Verkehr . . .	8097701	247757	3,00	229421	15114	6,62
Industrie	4064051	900572	22,16	1027242	167832	16,34
Zusammen	18821090	3013117	16,01	3914541	510613	13,00

Die meisten Arbeitslosen wiesen also Industrie und persönliche Dienste auf — fast ein Viertel ihrer Erwerbstätigen!

Von den Gezählten waren arbeitslos durch:

Arbeitslose	1—3 Monate		4—6 Monate		7—12 Monate	
	Zahl	Prozent	Zahl	Prozent	Zahl	Prozent
Männliche	1558750	51,57	1179426	38,14	270632	9,29
Weibliche	265106	51,92	188992	37,01	56515	11,07

Also fast die Hälfte war über vier Monate im Jahre arbeitslos! Nach der Berechnung des Zensuskompendiums sind durchschnittlich in jedem Monat des Jahres über eine Million Arbeitslose im Lande zu finden, rund fünf Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung.

Wie sich die Ziffern während einer Krisis gestalten, darüber liegt noch nirgends eine Zählung vor.

Aber die Arbeitslosen sind nur ein Theil jener relativen Ueberbevölkerung, die das Fortschreiten des Kapitalismus schafft. Wer in seinem Beruf arbeitslos wird, nicht einer Organisation angehört, die ihn unterstützt und nicht Aussicht hat, bald wieder eine Stelle im Beruf zu finden, sucht wenigstens vorübergehend einen Unterschlupf in einem anderen Erwerbszweig; dazu eignet sich am besten der parasitische Kleinhandel, dessen selbständige „Unternehmungen“ — Hausirer, Kolporteur, Krämer u. — vielfach nichts anderes sind, als etwas über den Bettel erhabene Existenzformen der Arbeitslosigkeit.

Von 1882 bis 1895 ist im Deutschen Reich die Zahl der Erwerbstätigen der Landwirtschaft fast völlig gleich geblieben, in der Industrie ist sie um 29,5 Prozent gewachsen, im Handel und Verkehr dagegen um 49 Prozent.

Bei dieser Gelegenheit sei als Illustration des oben über das Baugewerbe Birkens Bemerk, daß, während die Zahl der Erwerbstätigen in der gesamten Industrie um 29,5 Prozent zunahm, die im Baugewerbe, das doch rein lokaler Natur, keine Exportindustrie, um 42,9 Prozent wuchs, indeß die Gesamtbevölkerung sich nur um 14,5 Prozent vermehrte.

Diese Beispiele zeigen bereits eine Reihe von Erscheinungen, welche im Stande sind, auch ohne Zunahme der Zahl der Besizer die Produkte einer wachsenden Produktivität zu absorbieren. Auf der einen Seite stetige Zunahme der Verschwendung von Arbeitskräften, Zunahme der unproduktiven Elemente in der Gesellschaft; auf der anderen zunehmende Verschwendung von Arbeitsprodukten.

Dabei haben wir aber den wichtigsten Abflußkanal für den beständig anwachsenden Produktenüberschuß noch gar nicht genannt: die Akkumulation des Kapitals.

Bernstein thut so, als lebten wir noch im Zeitalter der Naturalwirtschaft, wo die Ausbeuter mit dem ihnen in Naturalien zufließenden Mehrprodukt, das sie ihren Unterthanen erpreßt, nichts Anderes anzufangen wußten, als es mit ihren Stumpanen und Dienern zu verzehren: „Die Kapitalmagnaten möchten zehnmal so große Bänche haben, als der Volkswitz ihnen nachsingt, und zehnmal so viel Bedienung halten, als sie in Wirklichkeit thun, gegenüber der Masse des jährlichen Nationalprodukts wäre ihr Konsum immer noch wie eine Feder in der Waage.“

Also nach Bernstein wissen die Kapitalmagnaten mit ihren jährlichen Einkommen nichts Anderes zu thun, als sich und ihre Diener zu mästen! Kein Wunder, daß er fragt, wo bleibt das Mehrprodukt?

Wenn er sich des Marx'schen „Kapital“ noch zu anderen Zwecken als denen des Aufspürens von Widersprüchen und tendenziösen Entstellungen erinnern würde, dann wüßte er noch, daß das 22. Kapitel, welches die Verwandlung von Mehrwerth in Kapital darstellt, eines der wichtigsten und schönsten in dem Buche ist. Die jährliche Einnahme des Kapitalisten theilt sich in zwei Theile: den individuellen Konsumtionsfonds und den Akkumulationsfonds. Je größer der eine, desto geringer der andere. Die gesellschaftliche Aufgabe des Kapitalisten besteht aber vornehmlich im Akkumuliren, im Aufspeichern von Kapital. In den Anfängen der kapitalistischen Produktionsweise, wo die Produktivität der Arbeit und die Rate des Mehrwerths, also auch die Revenue des Durchschnittskapitalisten gering, wird die Akkumulation von Kapital durch eine verschwenderische Lebensweise des Kapitalisten gar sehr in Frage gestellt. Die Verschwendung gilt in jenen Tagen als ein adeliges Vaster, dem die Sparsamkeit, ja der Geiz als bürgerliche Tugend gegenübersteht. Aber je mehr die Produktivität der Arbeit wächst, desto mehr kann die Akkumulation beschleunigt werden und gleichzeitig der Luxus der Kapitalisten wachsen. Der „Magnat“ kann seinen größeren und feineren Neigungen freieren Lauf lassen und doch jedes Jahr eine größere Quote des Mehrwerths, den er einjagt, in neue Produktionsmittel verwandeln.

Wenn Bernstein fragt: wo bleibt das Mehrprodukt, so sehe er sich die neuen Maschinen an, die neben alten aufgestellt werden, die neuen Fabriken, Eisenwerke, Bergwerke, Eisenbahnen, die neben den alten entstehen, er sehe hin, wie in Ländern, die vor wenigen Jahrzehnten, oft nur Jahren, noch Wildnisse oder die Heimath primitiver Barbaren waren, eine entwickelte kapitalistische Landwirtschaft, kapitalistisches Transportwesen, kapitalistische Industrie entstehen: alle diese unendliche Menge neuer Produktionsmittel, sie ist das Produkt der Mehrarbeit, welche die Proletarier dem Kapital leisten. Sie sind ebenso „Mehrprodukt“, das der Kapitalist sich aneignet, wie seine Trüffeln und Aepfel, seine Rennpferde und Schlösser, die Diamanten seiner Frau und die seiner Maitressen.

Die Kapitalistenklasse entfaltet einen Luxus, wie er seit den Tagen des römischen Kaiserreichs nicht erhört worden; sie verbindet damit eine Erweiterung der Produktivkraft der Arbeit und eine Erweiterung des Bereichs kapitalistischer Produktion binnen wenigen Jahrzehnten, deren Rapidität in der Weltgeschichte nicht auch nur im Entferntesten ihres Gleichen fand; und ungeachtet dieser so krassen, geradezu fabelhaften Entwicklung fragt Bernstein: Was geschieht mit dem Mehrprodukt? Und er meint, das gesammte Mehrprodukt, das nicht in den biden Bänchen der Magnaten Platz hat, müsse die Bänche anderer Besitzenden füllen, und da jeder Bauch, auch der des größten Millionärs, nur eine beschränkte Fassungskraft hat, heißt Zunahme der Masse des Mehrwerths für ihn nothwendigerweise Zunahme der Bänche, die ihn zu fassen haben, und Verwandlung der Inhaber dieser Bänche in Besitzende.

Auf diese Weise erhebt Bernstein das Marx'sche „Kapital“ auf eine höhere Stufe der Wissenschaftlichkeit, indem er dessen Widersprüche und Sophismen auflöst im Magenfaß der Besitzenden.

Sobiel über die Zunahme der Masse des Mehrwerths und die Zunahme der Besitzenden. Wir sehen, die erstere Erscheinung bedingt keineswegs nothwendigerweise die zweite. Ebenso wenig wie die Zahlen der Einkommenssteuerstatistik und das Aktienwesen beweist das Wachsthum der Zahl der Lohnarbeiter, der Produktivität ihrer Arbeit und das der Ausbeutung — und aus alledem resultirt das Wachsthum der Masse des Mehrwerths — auch nur im Mindesten, daß die Vertheilung der Vermögen in anderer Richtung sich entwickelt als das sich konzentrirende Kapital.

Damit wäre dieser Punkt erledigt, aber um nicht Mißverständnisse aufkommen zu lassen, müssen wir noch einige Betrachtungen daran knüpfen.

Wir haben gesehen, daß Bernstein nicht klar erkennen läßt, was er unter der Zunahme der Besitzenden versteht, ob Zunahme der Zahl der Kapitalisten, Hebung der Lebenshaltung der Bevölkerung im Allgemeinen oder Entstehen eines neuen Mittelstandes an Stelle des verschuldeten alten. Das sind drei sehr verschiedene Erscheinungen, die von einander streng getrennt werden müssen.

Wie es mit der Zunahme der Zahl der Kapitalisten steht, haben wir gesehen. Wir finden bisher rasche Zunahme der großen Kapitalisten, dagegen relativen Rückgang in der Zahl der kleineren Unternehmer, und gar keine Anzeichen dafür, daß dieser Rückgang durch das Aktienwesen in eine Zunahme der kleineren Kapitalvermögen umgewandelt wird.

Eine andere Frage ist die der „Verelendung“ der Volksmasse. Es ist klar, der allgemeine Wohlstand der Lohnarbeiterschaft kann steigen, bei gleichzeitiger Abnahme der Zahl der kleinen Kapitalisten.

Bernstein hält diese Frage für erledigt, er hält es für überflüssig, sich näher mit ihr zu befassen: „Die Glendstheorie ist nun so ziemlich allgemein

aufgegeben worden, wenn nicht mit allen Konsequenzen und gerade heraus, so doch mindestens in der Form, daß man sie möglichst hinweginterpretiert“ (S. 140).

So einfach und bequem liegt denn die Sache doch nicht, und da gerade diese „Theorie“ in letzterer Zeit in Parteikreisen selbst, auch abgesehen von Bernstein, Aufsetzungen erfahren, erscheint es uns am Platze, ihr hier einige Betrachtungen zu widmen.

f) Die Verelendungstheorie.

Ebenso wenig, wie die Worte „Zusammenbruchstheorie“ und „Stalastrophentheorie“, stammt das Wort „Verelendungstheorie“ von Marx oder Engels her, sondern von Kritikern ihrer Anschauungen.

Marx hat allerdings in seinem Kapitel über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation ein Wachstum „der Masse des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung“ behauptet, „aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse“.

Bernstein bestreitet, daß man daraus schließen kann, Marx spreche hier von wachsender Reife und Macht des Proletariats:

„Ob im Marxschen Satze über den Zusammenbruch die Stelle, die von wachsender Zahl, Vereinigung und Schulung des Proletariats spricht, mit wachsender Reife und Macht des Proletariats übersetzt werden kann, hängt davon ab, wie man diese letzteren mit der zunehmenden Entartung und Knechtschaft desselben Proletariats vereinen kann. Es liegt mir gewiß fern, kleinliche Wortklauberei zu treiben, aber ich kann nur sagen, daß für mich bei solcher Voraussetzung zwischen wachsender Zahl, Vereinigung und Schulung — die doch hier vornehmlich als politische Schulung zu verstehen ist — und wachsender Reife und Macht noch ein großer Unterschied besteht, ein Unterschied, wie er dem zwischen zeitweisem Siegen und dauernder Herrschaft entspricht“ („Vorwärts“, 21. April).

Es wäre allerdings schlimm, wenn wir „kleinliche Wortklauberei“ zu treiben hätten, um uns über den Sinn der zitierten Stelle klar zu werden. Aber so vieldeutig sie auch für sich allein sein mag, sie steht am Ende eines 800 Seiten umfassenden Werkes, eines Werkes, das den Abschluß einer wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit von mehr als zwei Jahrzehnten bildet. Will man den lapidaren Satz des Resumées verstehen, dann heißt es, nicht Wortklauberei treiben, sondern das gesamte Wirken von Marx und den Gesamtinhalt seiner Schriften sich vor Augen führen. Vor Allem aber haben wir die Tatsachen der Wirklichkeit selbst zu betrachten.

Thun wir das, dann finden wir drei Deutungsmöglichkeiten der „Verelendungstheorie“, drei, die einander nicht ausschließen, sondern ergänzen und in engstem Zusammenhang miteinander stehen.

Zunächst kann man den Satz auffassen als Kennzeichnung zweier einander widerstrebender Tendenzen — einer nach Herabdrückung und einer nach Erhebung des Proletariats. Der Gegensatz dieser beiden Tendenzen ist aber nichts, als der Gegensatz der Kapitalisten und der Lohnarbeiter selbst. Die Kapitalisten sind ununterbrochen bestrebt und werden durch den Zwang der Konkurrenz dahin getrieben, ihre Arbeiter immer mehr herabzudrücken, deren Arbeitszeit zu verlängern, deren Löhne zu verringern, deren Abhängigkeit zu steigern u. s. w. Aber ebenso notwendig empört sich früher oder später dagegen die geknechtete und herabgedrückte, aber auch durch den Produktionsprozeß selbst vereinte und organisierte Arbeiterschaft.

Das ist ja eine allbekannte Erscheinung. Man kommt aber die liberale Oekonomie und erklärt: ja, das ist richtig, die Tendenz zur Verelendung des Proletariats ist jedoch nur eine vorübergehende Anfangserscheinung der kapitalistischen Produktionsweise, die mit der Zeit überwunden wird.

Das ist jedoch nicht richtig. Was überwunden wird, das sind manche Wirkungen der Tendenz zur Verelendung, nicht diese selbst. Sie ist mit dem kapitalistischen Ausbeutungssystem untrennbar verknüpft und kann nur durch seine Beseitigung überwunden werden.

Das Bestreben der Unternehmer, die Lage der Arbeiter herabzudrücken, oder doch den Versuchen nach Hebung ihrer Lage den äußersten Widerstand entgegenzusetzen, ist eine naturnotwendige Folge der kapitalistischen Produktionsweise, der Konkurrenz und der Profitjagd, die zu beständiger Ersparung an allen Produktionskosten, also auch an den Kosten der Arbeit antreiben. Unter Umständen kommen ja manche Fabrikanten so weit — es sind immer nur wenige Staben unter ihnen, die so weit kommen — daß sie erkennen, wie sehr gute Löhne und kurze Arbeitszeit die Arbeit produktiver machen, aber dadurch wird ihr Streben nach „Verelendung“ nicht beseitigt. Gerade diese intelligenten Fabrikanten sind in der Regel auch jene, die am meisten darauf trachten, durch arbeitsparende Methoden und Maschinen Arbeiter entbehrlich zu machen, und höhere durch niedrigere Arbeitskräfte zu verdrängen. Und überall sehen wir Unternehmerverbände sich bilden, um die Knechtung und Degradation der Arbeiter zu willenlosen Sklaven zu vollenden.

Dort, wo es den Arbeitern gelingt, die Unternehmer etwas zu erzieren, wie bloß in England der Fall, mildern sich die Formen des Kampfes zwischen der kapitalistischen Tendenz nach Verelendung und der proletarischen nach Erhebung, der Kampf selbst bleibt und nimmt immer riesenhafte Dimensionen an, da Masse, Geschlossenheit und Kampffähigkeit der Streikkräfte auf beiden Seiten beständig wachsen.

Also in dem Sinne einer Tendenz, einer auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft unausrottbaren Tendenz, die stets massenhaft sich geltend macht, ist das Wort von der Zunahme des Elends und der Senkung wie der Empörung vollkommen richtig.

Aber noch eine andere Auffassung ist mit den Thatfachen vereinbar. Das Wort Elend kann physisches Elend bedeuten, es kann aber auch soziales Elend bedeuten. Das Elend in ersterem Sinne wird an den physiologischen Bedürfnissen des Menschen gemessen, die allerdings nicht überall und zu allen Zeiten dieselben sind, aber doch bei Weitem nicht so große Unterschiede aufweisen, wie die sozialen Bedürfnisse, deren Nichtbefriedigung soziales Elend erzeugt.

Faßt man das Wort im physiologischen Sinne auf, dann dürfte allerdings der Marx'sche Ausdruck unhaltbar sein. Gerade in den vorgeschrittensten kapitalistischen Ländern ist eine allgemeine Zunahme physischen Elends nicht mehr zu konstatiren; alle Thatfachen weisen vielmehr darauf hin, daß dort das physische Elend im Rückschreiten begriffen ist, wenn auch äußerst langsam und nicht allenthalben. Die Lebenshaltung der arbeitenden Massen ist heute eine höhere, als sie vor fünfzig Jahren war. Freilich wäre es irthümlich, wenn man ihr Wachsthum am Steigen der Geldlöhne messen wollte. Man vergesse nicht, wie sehr die Lebensmittel sich seitdem verteuert haben. Die Getreidepreise sind in den letzten Jahren gesunken, auch die Fleischpreise hin und wieder, dagegen sind die Wohnungsmiethen und die Steuern sehr in die Höhe gegangen und auch die sonstigen Anforderungen an die Arbeiterklasse sind gewachsen. Man weist auf das Sinken der Zahl der Armen hin, wie es z. B. in England verfolgt werden kann, und vergißt, daß dafür die Gewerkschaften und andere Unterstützungskassen mit den Beiträgen der Arbeiter zahlreiche Arbeitslose, Kranke, Invaliden erhalten müssen, die sonst dem Armenhaus oder gar dem Zuchthaus verfallen wären. Diese Kosten, die ehemals als Armenunterstützung von den Steuern hauptsächlich der Wohlhabenden hätten bestritten werden müssen, sind von den gestiegenen Löhnen abzuziehen, wenn man das Heute mit dem Ehedem vergleicht.

Der Fortschritt ist bei Weitem nicht so groß, wie er an den Geldlöhnen gemessen aussieht, und auch die Umrechnung der Geldlöhne in Getreidelöhne giebt viel zu günstige Resultate, weil sie gerade jene Lebensbedürfnisse, die theurer geworden sind, außer Acht läßt.

Nirgendes sind die Verhältnisse der Entwicklung der Arbeiterklasse so günstig gewesen, wie in England. Ein so nüchternen und zu Uebertreibungen so wenig geneigter Forscher wie Sidney Webb hat die Veränderungen in der Lage des englischen Proletariats seit den dreißiger Jahren verfolgt und Folgendes gefunden:

„In jeder Beziehung kann man zeigen, daß zwar eine bedeutende Schicht der Lohnarbeiterschaft seit 1837 große Fortschritte gemacht hat, andere Schichten dagegen nur geringen, wenn überhaupt welchen Antheil an dem allgemeinen Fortschritt des Reichthums und der Zivilisation erlangt haben. Wenn wir die verschiedenen Lebens- und Arbeitsbedingungen nehmen und ein Niveau festsetzen, unter dem der Arbeiter nicht anständig leben kann, dann werden wir finden, daß in Bezug auf Löhne, Arbeitszeit, Wohnverhältnisse und allgemeine Kultur der Prozentsatz derjenigen, die unterhalb dieses Niveaus stehen, heute geringer ist als 1837. Aber wir werden auch finden, daß das niedrigste erreichte Niveau heute ebenso niedrig ist wie damals und daß die Gesamtzahl derjenigen, die unter dem von uns angenommenen Existenzniveau stehen, an absoluter Größe heute wahrscheinlich die von 1837 übertrifft. Die Tiefe der Armuth ist heute ebenso groß, wie sie nur jemals gewesen; ihre Ausdehnung ist ebenso groß oder noch größer; der Bodenjah von 1837 bleibt in der That unvermindert zu unseren Füßen und in unserem Gewissen“ (Labour in the longest reign, S. 18).

Schon ein Jahrzehnt vorher war Friedrich Engels fast zu demselben Resultat gekommen. In der „Neuen Zeit“ schrieb er 1885 über die englische Arbeiterklasse:

„Eine dauernde Hebung (seit 1848) findet sich nur bei zwei beschäftigten Abtheilungen der Arbeiterklasse. Davon sind die erste die Fabrikarbeiter. Die gesellschaftliche Feststellung eines, wenigstens verhältnismäßig rationellen Normalarbeitstags zu ihren Gunsten hat ihre Körperkonstitution relativ wieder hergestellt und ihnen eine noch durch ihre soziale Konzentration verstärkte moralische Ueberlegenheit gegeben. Ihre Lage ist ungewisselhaft besser als vor 1848. . . Zweitens die großen Trades Unions. Sie sind die Organisationen der Arbeitszweige, in denen die Arbeit erwachsener Männer allein anwendbar ist oder doch vorherrscht. Hier ist die Konkurrenz weder der Weiber- und der Kinderarbeit, noch der Maschinerie bisher im Stande gewesen, ihre organisierte Stärke zu brechen. Die Maschinenschlosser, Zimmerleute und Schreiner, Bauarbeiter, sind jede für sich eine Macht, so sehr, daß sie selbst, wie die Bauarbeiter thun, der Einführung der Maschinerie erfolgreich widerstehen können. Ihre Lage hat sich ungewisselhaft seit 1848 merkwürdig verbessert; der beste Beweis dafür ist, daß seit mehr als fünfzehn Jahren nicht nur ihre Beschäftigten mit ihnen, sondern auch sie mit ihren Beschäftigten äußerst zufrieden gewesen sind. Sie bilden eine Aristokratie in der Arbeiterklasse; sie haben es fertig gebracht, sich eine verhältnismäßig komfortable Lage zu erzwingen, und diese Lage acceptiren sie als endgültig. Sie sind die Musterarbeiter der Herren Leone Levi und Giffen und auch des Wiedemanns Lujo Brentano, und sie sind in der That sehr nette, tractable Leute für jeden verständigen Kapitalisten im Besonderen und für die Kapitalistenklasse im Allgemeinen.“

„Aber was die große Masse der Arbeiter betrifft, so steht das Niveau des Elends und der Existenzunsicherheit für sie heute ebenso niedrig, wenn nicht niedriger als je. Das Ostende von London ist ein stets sich ausweitender Sumpf von stockendem Elend und Verzweiflung, von Hungernoth, wenn unbeschäftigt, von physischer und moralischer Erniedrigung, wenn beschäftigt.“

Das stimmt sehr gut zu dem Bilde, das Webb gezeichnet.

Sind aber diese beiden Schilderungen richtig, sind in dem Eldorado des Trade Unionismus, des Genossenschaftswesens, des Municipalsozialismus die Arbeiter nicht weiter gelangt, dann darf man den Fortschritt, den sie anderswo gemacht, erst recht nicht allzu hoch anschlagen.

Ist aber die Erhebung der Arbeiterklasse aus dem physischen Elend ein so langsamer Prozeß, dann folgt daraus schon ein stetes Wachstum der Zunahme ihres sozialen Elends, denn die Produktivität der Arbeit wächst ungemein rasch. Es heißt das nichts Anderes, als daß die Arbeiterklasse in steigendem Maße ausgeschlossen bleibt von den Fortschritten der Kultur, die sie selbst erzeugt, daß die Lebenshaltung der Bourgeoisie rascher steigt als die des Proletariats, daß der soziale Gegensatz zwischen beiden wächst.

Man sollte meinen, daß in einer sozialen Theorie der Begriff des Elends vor Allem im sozialen Sinne zu nehmen sei. Bernstein ist anderer Meinung. In der Auffassung des Elends als einer sozialen Erscheinung sieht er nichts Anderes, als das Aufgeben der „Elendstheorie“, allerdings nicht „gerade heraus“, dessen sind wir „Apologeten und Plabulisten“ nicht fähig, aber „doch mindestens in der Form, daß man sie möglichst weginterpretiert“.

„Einen solchen Weginterpretierungsversuch“, sagt er, „macht H. Cunow in seinem Zusammenbruchartikel. Wenn Marx am Schlusse des ersten Bandes des ‚Kapital‘ von der ‚wachsenden Masse des Elends‘ spreche, die mit dem Fortgang der kapitalistischen Produktion eintrete, so sei damit, schreibt er, nicht ein bloß absoluter Rückgang der wirtschaftlichen Existenzlage des Arbeiters zu verstehen, sondern nur ein Rückgang seiner gesellschaftlichen Gesamtlage im Verhältnis zur fortschreitenden kulturellen Entwicklung, also im Verhältnis zur Zunahme der Produktivität und der Steigerung der allgemeinen Kulturbedürfnisse.“ Der Begriff des Elends sei kein feststehender. „Was dem einen Arbeiter einer bestimmten Kategorie, den von seinem ‚Arbeitsherrn‘ eine tiefe Bildungsdifferenz trennt, als ein erstrebenswerther Zustand erscheint, das mag dem qualifizierten Arbeiter einer anderen Kategorie, der geistig seinem ‚Arbeitsherrn‘ vielleicht überlegen ist, als eine solche Menge des ‚Elends und des Druckes‘ erscheinen, daß er sich in Empörung dagegen auflehnt.“ („Neue Zeit“, XVII, 1, S. 402—403.)

„Weider spricht Marx in dem betreffenden Satze nicht bloß von der steigenden Masse des Elends, des Druckes, sondern auch von der ‚der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung‘. Sollen wir nun auch diese alle im besagten — psychischen Sinne verstehen? Etwa eine Entartung des Arbeiters annehmen, die nur eine relative Entartung ist im Verhältnis zur Steigerung der allgemeinen Befähigung? Ich bin nicht dazu geneigt, und Cunow wohl auch nicht. Nein, Marx spricht an der betreffenden Stelle ganz positiv: ‚beständig abnehmende Zahl der Kapitalmagnaten‘, welche ‚alle Vortheile‘ des kapitalistischen Umwandlungsprozesses ‚usurpirt‘, und Wachstum ‚der Masse des Elends, des Druckes‘ etc. etc. („Kapital“, Bd. I, Kap. 24, 7.) Auf diese Gegenüberstellung kann man die Zusammenbruchstheorie begründen, auf das moralische Elend über geistig inferiore Vorgesetzte, wie es in jeder Schreibstube, in allen hierarchischen Organisationen zu finden ist, nicht.“ (S. 148.)

Das nenne ich doch den Kernpunkt der Sache treffen. Aus dem sozialen Elend, aus dem wachsenden Gegensatz zwischen bürgerlicher und proletarischer Lebenshaltung wird bei Vernichte plötzlich das moralische Elend über geistig inferiore Vorgesetzte, wie es in jeder Schreibstube zu finden ist, das moralische Elend des verkommenen Genies. Das Elend als eine soziale, nicht als eine physische Erscheinung auffassen, heißt bei Vernichte dem Worte einen psychischen Sinn unterheben. Stimmt das, dann ist der Klug dieser Plabulierer ein recht ansehnlicher.

Ich erinnere an die bekannte Stelle in Lassalles „Antwortschreiben“:

„Alles menschliche Leiden und Entbehren hängt nur von dem Verhältnis der Befriedigungsmittel zu den in derselben Zeit vorhandenen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten ab. Alles menschliche Leiden und Entbehren und alle menschlichen Befriedigungen, also jede menschliche Lage, bemißt sich somit nur durch den Vergleich mit der Lage, in welcher sich andere Menschen derselben Zeit in Bezug auf die gewohnheitsmäßigen Lebensbedürfnisse derselben befinden. Jede Lage einer Klasse bemißt sich somit immer nur durch ihr Verhältnis zu der Lage der anderen Klassen derselben Zeit“ (Bernsteinsche Ausgabe, II, S. 426).

Ähnlich drückte sich Rodbertus bereits 1850 in seinem ersten sozialen Brief an v. Kirchmann aus:

„Armut ist ein gesellschaftlicher, d. h. relativer Begriff. Man behaupte ich, daß der berechtigten Bedürfnisse der arbeitenden Klassen, seitdem diese im Uebrigen eine höhere gesellschaftliche Stellung eingenommen haben, bedeutend mehrere geworden sind, und daß es unrichtig sein würde, heute, wo sie diese höhere Stellung eingenommen haben, selbst bei gleichgebliebenem Lohne nicht von einer Verschlimmerung ihrer materiellen Lage zu sprechen. ... Wenn noch dazu kommt, daß die Zunahme des Nationalreichtums die Mittel zur Erhöhung ihres Einkommens bietet, während sie lediglich den anderen Klassen zu Gute kommt, so ist es wohl klar, daß in diesem Zwiespalt zwischen Anspruch und Befriedigung, zwischen Reiz und nothgedrungener Entfagung, die ökonomische Lage der arbeitenden Klassen zerrüttet werden muß.“ (Der Brief ist abgedruckt bei Zeller, „Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände“, S. 272.)

Daß Marx ebenso dachte, erhellt daraus, daß er von der Zunahme des Elends im „Kapital“ spricht, dem Werke, das die physische Wiedergeburt der englischen Arbeiterklasse durch die Fabrikgesetze so stark betont. Und Engels bemerkte 1891, dem Jahre der Abfassung des „Erfurter Programms“, der wachsende Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit rühre daher, daß die kapitalistenklasse den größten Theil der steigenden Produktienmasse für sich behält, „während der der Arbeiterklasse zufallende Theil (auf die Kopfzahl berechnet) entweder nur sehr langsam und unbedeutend, oder auch gar nicht steigt und unter Umständen sogar fallen kann, nicht fallen muß.“ (Vorwort zu Marx' „Lohnarbeit und Kapital“, S. 9. Vergl. auch die Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Lage der arbeitenden Klassen in England“, S. 10.)

Unser Biawickierklub bildet also keine so üble Gesellschaft. Und diese Biawickier begannen mit dem „Beginterpretieren“ ihrer Behauptungen schon damals, als sie sie aufstellten.

Wie steht's aber mit der „Entartung“? Nun, wenn wir „feinliche Wortklauberei“ schon einmal treiben wollen, dann müssen wir vor Allem bemerken, daß Marx nicht von „Entartung“ sprach, sondern von „Degradation“. In den späteren Auflagen des „Kapital“ hat Engels die nichtdeutschen Worte vielfach durch deutsche ersetzt, und so heißt es dort statt „Degradation“ „Entartung“. Ich würde das Wort „Erniedrigung“ vorziehen, das weniger den Sinn eines physiologischen und mehr den eines sozialen Herabkommens in sich trägt. Ich habe auch in meinem Programmvorschlag von 1891 von wachsender „Erniedrigung“ nicht „Entartung“ gesprochen.

Aber auch das Wort „Entartung“ läßt sich verteidigen. Wir sehen, daß die Selbstmorde und die Freunussfälle zunehmen, die Ziffer der Aushebungen zeigt uns, daß die Entartung bereits aus den Städten auf das flache Land hinausgreift, welches den ersteren sonst frisches Blut zuführte — von einer Entartung, allerdings nicht der Arbeiterklasse allein, sondern der gesamten Bevölkerung der kapitalistischen Gesellschaften kann man also sehr wohl reden. Aber ich glaube, Marx hat in dem fraglichen Satze den steigenden sozialen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat zeichnen wollen, und der wird durch das Wachstum physischer Entartung aller Klassen nicht verschärft — außer etwa in der Form, daß er alle Beteiligten nervöser macht.

Wie dem auch sein möge, die Bernsteinsche Weisheit über die „relative Entartung“ braucht uns an der sozialen Auffassung des Elends nicht irre zu machen.

Das Wachstum des Elends im sozialen Sinne aber wird uns von den Bourgeois selbst bezeugt, nur haben sie der Sache einen anderen Namen gegeben; sie benennen sie Begehrlichkeit. Auf den Namen kommt's uns nicht an. Das Entscheidende ist die Thatsache, daß der Gegensatz zwischen den Bedürfnissen der Lohnarbeiter und der Möglichkeit, sie aus ihrem Lohne zu befriedigen, damit aber auch der Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital immer mehr wächst. In diesem wachsenden Elend einer physisch und geistig kräftigen Arbeiterschaft, nicht in der wachsenden Verzweiflung halb verthierter Skrophulöser Gorden sah der Autor des „Kapital“ die mächtigste Triebkraft zum Sozialismus. Ihr Wirken wird durch den Nachweis einer steigenden Lebenshaltung der Arbeiterschaft nicht widerlegt.

Der zahlenmäßige Beweis für das Anwachsen des sozialen Elends ist allerdings kaum zu erbringen. Wir müßten genaue Angaben aus verschiedenen Jahrzehnten über die Masse der jährlich geschaffenen Werthe und ihre Vertheilung unter die Proletarier und Kapitalisten haben, sollten wir

bemessen können, in welchem Maße die Ausbeutung der ersteren gestiegen ist und damit ihre soziale Lage verschlechtert wurde.

Aber wir haben Indizien, aus denen wir die Richtung der Entwicklung erkennen können.

Marx hat uns in seinem „Kapital“ das große Mittel gezeigt, durch welches die Unternehmer das Elend der Arbeiterklasse selbst dort vermehren, wo die Arbeitskraft zu ihrem Werthe bezahlt wird, wo der Lohn nicht unter die Reproduktionskosten der Arbeiterklasse herabgedrückt ist. Es ist das Streben nach Vermehrung des absoluten und des relativen Mehrwerths.

Die einfachste Form der Vergrößerung des ersteren ist die der Verlängerung des Arbeitstags. Diese findet bald ihre natürliche Grenze in der Erschöpfung des Arbeiters. Lieber ein gewisses Maß kann sie nicht hinausgehen, von da an ist nur eine Entwicklung im Sinne der Verkürzung möglich. Für diese wirken bei entwickelter kapitalistischer Produktion auch eine Reihe von Faktoren, die hier näher zu beschreiben unmöglich, die alle das Resultat erzielen, daß in dem Kampfe um den Arbeitstag in den kapitalistischen Ländern während der letzten Jahrzehnte sich überall die Tendenz zu fortschreitender Verkürzung der Arbeitszeit durchsetzt. In dieser Beziehung kann man von Zunahme des Elends also nicht reden. Aber die Verkürzung der Arbeitszeit wird in der Regel weit gemacht durch vermehrte Auspumpung von Arbeit in kürzerem Zeitraum, durch Intensifikation der Arbeit, wobei oft die raffiniertesten Systeme der Uffordarbeit, des Prämiensystems, der Gewinnbetheiligung in Anwendung gebracht werden. Immerhin wird man sagen dürfen, daß die Herabdrückung der Arbeiter durch Vermehrung des absoluten Mehrwerths in den Ländern entwickelter kapitalistischer Produktion ihre Schranke gefunden hat.

Aber je mehr dem Kapital dieser Weg nach Vergrößerung des expressen Mehrwerths verschlossen wird, desto eifriger wendet es sich den Methoden zu, den relativen Mehrwerth dadurch zu steigern, daß es trachtet, durch fortschreitende Arbeitstheilung und Verbollkommenung der Maschinen an Stelle gelernter Arbeiter ungelernete zu setzen, an Stelle männlicher weibliche, an Stelle reifer unreife. Auch dies letztere Bestreben wird etwas eingedämmt durch die Arbeiterschutzgesetze, aber doch nur in sehr unvollkommener Weise. Der Schutze der Kinder über 14 Jahren ist selbst in den besten Arbeiterschutzgesetzgebungen ein unzureichender, und zahlreiche Arten der Kinderausbeutung, darunter die schlimmsten, wie in der Hausindustrie, sind noch von jeder Schranke frei.

Der Fortschritt des Maschinenwesens und die Zunahme der Frauenarbeit bleiben auf jeden Fall uneingeschränkt und müssen es bleiben, will man nicht die ökonomische Entwicklung lähmen. Diese beiden wirksamsten

Methoden, die Lage der Arbeiter herabzudrücken, können den Kapitalisten unter keinen Umständen verwehrt werden, und diese machen von ihnen um so mehr Gebrauch, je mehr man ihnen die anderen erspart.

Die Zunahme der Kinder- und Frauenarbeit ist bereits ein untrügliches Symptom des wachsenden Elends der Arbeiterklasse, nicht notwendigerweise wachsenden physischen Elends, aber stets wachsenden Unvermögens, mit dem Lohne des Mannes allein die Bedürfnisse der Arbeiterfamilie zu decken. Es ist keineswegs gleichgültig, ob das daher rührt, daß der Lohn sinkt oder daher, daß die Bedürfnisse steigen, in letzterem Falle wird das Elend viel eher zur Empörung führen und die Empörung viel eher dauernde Erfolge erzielen als in ersterem Falle; aber in dem einen wie in dem anderen Falle wird man von Zunahme des Elends sprechen können. Wo der Lohn des Mannes nicht ausreicht, Weib und Kind zu erhalten, da führt dies auf der einen Seite dazu, daß die Kinder und Ehegattinnen der Lohnarbeiter in die Fabrik müssen, um verdienen zu helfen, auf der anderen Seite dazu, daß die Männer sich der Ehe enthalten und in der Prostitution ein Ersatzmittel für sie suchen. Dadurch wird die Zahl der unverheirateten Mädchen vermehrt, die ihrerseits ebenfalls gezwungen werden, sich der Lohnarbeit zuzuwenden. So löst die kapitalistische Produktionsweise die überkommene bürgerliche Familie auf, ohne eine andere Familienform an ihre Stelle zu setzen, und schafft dadurch eine der wichtigsten Quellen der Verelendung und Entartung.

Die Zahl der Eheschließungen schwankt mit dem Wechsel günstiger und ungünstiger Geschäftslage, nimmt aber im Allgemeinen ab. Auf je 1000 Einwohner kommen Eheschließungen:

	In Deutschland	In Oesterreich	In Frankreich	In Großbritannien
1872	10,3	9,3	9,7	8,5
1873	10,0	8,9	8,8	8,6
1874	9,5	9,0	8,3	8,3
1880	7,5	7,6	7,4	7,3
1881	7,5	8,0	7,5	7,5
1882	7,1	8,2	7,4	7,6
1890	8,0	7,6	7,07	7,8
1891	8,0	7,8	7,5	7,7
1895	7,9	7,9	7,5	7,4

Dabei nimmt die Zahl der Erwachsenen in der Bevölkerung zu.

Nach der Zählung von 1880 machten im Deutschen Reiche die Kinder unter 15 Jahren 35,4 Prozent der Bevölkerung aus, 1890 35,15 Prozent.

Die Zahl der Verheiratheten, Verwitweten, Geschiedenen nahm in dem gleichen Zeitraum von 18100 000 auf 19300 000 zu, um 9,3 Prozent, die der Ledigen über 15 Jahren wuchs von 11100 000 auf 12300 000, um 10,2 Prozent.

Gleichzeitig hat die Frauenarbeit enorm zugenommen. Im Deutschen Reiche hat sich die Zahl der erwerbsthätigen Frauen seit 1882 bis 1895 von 5541517 auf 6578350, um über eine Million vermehrt. In Industrie und Handel nahmen im gleichen Zeitraum zu die:

	Männliche	Weibliche	Zusammen
Angestellte . . .	115,6 Prozent	254,7 Prozent	118,9 Prozent
Lohnarbeiter . . .	52,8	101,9	62,6

Die Zunahme der weiblichen Lohnarbeiter war also eine doppelt so rasche wie die der männlichen.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt: die weiblichen Arbeiter sind im Vergleich zur Gesamtarbeiterszahl in folgenden Gewerben:

Besonders häufig	Prozent aller Arbeiter des Gewerbezweigs	Besonders selten	Prozent aller Arbeiter des Gewerbezweigs
Beherbergungs- und Er- nährungs-gewerbe . . .	66,9	Verkehrsgewerbe . . .	0,9
Textilindustrie	50,8	Baugewerbe	1,1
Bekleidungs- und Rein- igungs-gewerbe	37,6	Industrie der Maschinen	2,6
Papierindustrie	35,9	Bergbau	3,1
Handelsgewerbe	29,2	Thierzucht und Fischerei	4,0
Kunstgärtnerei	24,6	Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	6,1
Nahrungs- und Genuss- mittelindustrie	20,1	Versicherungsgewerbe .	6,4

Die Zunahme der Frauenarbeit ist ein sicherer Anzeiger der Zunahme des Elends. Aus ihm entsprossen, erzeugt sie neues Elend. Denn die kapitalistische Gesellschaft bildet keine höheren Formen des Haushalts, durch die der Einzelhaushalt ersetzt würde. Die Lohnarbeit der Frau führt zu ihrer eigenen Abdruckerung, da zur Arbeit des Haushalts Lohnarbeit sich gesellt, zur Verflümmung des proletarischen Haushalts, zur Verwahrlosung der proletarischen Jugend, zur Begünstigung des Wirthschaftsbesuchs, zur Vergewandung an Material aller Art durch die überbürdete, zu den Geschäften der Hauswirtschaft nicht erzogene, des Kochens und Nähens unkundige Lohnarbeiterin. Was nützt dem Lohnarbeiter das Steigen der Löhne, das Sinken der Getreidepreise, wenn seine Frau nicht mehr versteht, aus dem Mehle in sparsamer Weise wohlthunende, nahrhafte Gerichte zu bereiten! Was nützt ihm das Sinken des Preises von Kleidungsstücken, wenn seine Frau die abgetragenen nicht flicken kann, so daß er jetzt doppelt so viel anschaffen muß,

wie ehebem! Wie leicht führt die Lohnarbeit der Frau zu physischem, nicht bloß sozialem Elend!

Aber freilich, diese Ursache zunehmender Degradation wird auch zu einer Ursache zunehmender Empörung, denn sie treibt die um Lohn arbeitende Frau in die Reihen des kämpfenden Proletariats, die als bloße Hausfrau seinem Ringen viel eher verständnislos gegenüber stünde.

Neben der Ausbeutung der Frauen durch Lohnarbeit ist auch die der jugendlichen Arbeitskräfte in Zunahme begriffen. Leider ging die Zählung der Erwerbsthätigen unter 20 Jahren in der deutschen Berufsstatistik 1895 nach einem anderen Modus vor sich, als 1882, so daß die Entwicklung der Lohnarbeit einzelner Altersklassen unter 20 Jahren sich nicht verfolgen läßt. Wir können nur den Antheil der gesamten Altersklassen unter 20 Jahren an der Erwerbs- bzw. Lohnarbeit in den beiden Zählungsjahren miteinander vergleichen.

Da finden wir, daß unter 20 Jahre alt waren von je hundert Lohnarbeitern:

	Landwirtschaft		Industrie		Handel		Zusammen	
	1882	1895	1882	1895	1882	1895	1882	1895
Lohnarbeiter . .	80,51	92,61	28,41	28,80	23,09	25,03	29,20	30,11

Die Wirkungen des Maschinenwesens und andere herabdrückende Faktoren zu behandeln, mangelt der Raum. Auf die Arbeitslosigkeit haben wir schon in einem anderen Zusammenhang hingewiesen. Hier sei nur noch eine zusammenfassende Stelle aus dem „Kapital“ angeführt: „Es zeigte sich im vierten Abschnitt bei Analyse der Produktion des relativen Mehrwerts, daß alle Methoden zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit in der kapitalistischen Form sich auf Kosten des individuellen Arbeiters vollziehen; daß alle Mittel zur Entwicklung der Produktion in Beherrschungs- und Ausbeutungsmittel des Produzenten umschlagen, daß sie den Arbeiter zu einem Theilmenschen verflümmeln, ihn zum Anhängsel der Maschine entwürdigen, mit der Qual der Arbeit ihren Inhalt verunflühen, ihm die geistigen Potenzen des Arbeitsprozesses entfremden, im selben Maße, worin derselbe sich die Wissenschaft als selbständige Potenz einverleibt; daß sie die Bedingungen, innerhalb deren er arbeitet, vollständig anormal machen, ihn während des Arbeitsprozesses der kleinlichst gehässigen Despotie unterwerfen, seine Lebenszeit in Arbeitszeit verwandeln, sein Weib und Kind unter das Suggestivmaget des Kapitals schleudern. Aber alle Methoden zur Produktion des Mehrwerts sind zugleich Methoden der Akkumulation, und jede Ausbeutung der Akkumulation wird umgekehrt Mittel zur Entwicklung jener Me-

thoden. Es folgt daher, daß im Maße, wie Kapital akkumuliert, die Lage des Arbeiters, welches immer seine Zahlung, sich verschlechtert. Das Gesetz endlich, welches die relative Ueberbevölkerung oder industrielle Reservearmee stets mit Umfang und Energie der Akkumulation in Gleichgewicht hält, schmiebet den Arbeiter fester an das Kapital, als den Prometheus die Felle des Gephyäos an den Felsen. Es bedingt eine der Akkumulation von Kapital entsprechende Akkumulation von Elend. Die Akkumulation von Reichtum auf dem einen Pol ist also zugleich Akkumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol, das heißt, auf Seite der Klasse, die ihr eigenes Produkt als Kapital produziert“ („Kapital“, I, 2. Aufl., S. 671).

Von einem Sinken der Löhne spricht Marx da nicht. Manche der Tendenzen, die er hier schildert, z. B. die auf Verwundlung der Lebenszeit des Arbeiters in Arbeitszeit, haben seitdem einige Einschränkungen erfahren, aber die weitaus meisten sind heute noch so wirksam wie nur je, und sie berechtigen uns vollumfänglich, von einem Wachsthum der Masse des Elends, der Knechtschaft, der Degradation, der Ausbeutung zu sprechen. Dieser Satz kann jedoch noch in einem dritten Sinne verstanden werden.

Wir haben bisher nur von der Lohnarbeiterklasse gehandelt, aber Marx spricht in dem Paragraphen über die Tendenzen der kapitalistischen Akkumulation auch von anderen Klassen des Volkes.

Ist die Lage der Proletarier eine elende und geknechtete, so muß die Masse des Elends und der Knechtschaft innerhalb des gesamten Volkes in dem Grade wachsen, in dem das Proletariat an Zahl den übrigen Volksklassen gegenüber zunimmt; und daß es allenthalben wächst, ist eine unleugbare Thatsache.

Aber die Zunahme der Zahl der Proletarier im Volke ist selbst wieder nur ein Symptom, freilich auch wieder eine Ursache wachsenden Elends in den anderen Volksklassen.

Auf Gebieten, die der kapitalistischen Industrie neu erobert werden und auf ihren Grenzgebieten — das Wort „Gebiet“ hier im ökonomischen wie im geographischen Sinne genommen — äußert sich diese verelendende Wirkung des Kapitalismus besonders energisch und massenhaft, in einer Weise, die nicht bloß soziales, sondern hochgradiges physisches Elend, direkten Hunger, Entbehnung des Nothwendigsten, völliges Verkommen herbeiführt.

Das ist eine bekannte und auch allgemein anerkannte Erscheinung. Aber der bürgerliche Oekonom tröstet sich auch hier damit, daß sie bloß vorübergehend sei, daß sie bloß ein Uebergangsstadium darstelle, der dann die Erhebung der herabgedrückten Volksklassen folge.

Das ist richtig für einzelne Gegenden und Industriezweige, nicht aber für die Gesamtheit der kapitalistischen Gesellschaft. Eine Erhebung aus

physischem Elend tritt allerdings früher oder später für viele Schichten der Lohnarbeiterschaft ein. Aber die kapitalistische Produktionsweise ist in ständigem Fortschreiten begriffen, erobert beständig neue Gewerbszweige und neue Gegenden, in denen sie die Besitzer von selbständigen Kleinbetrieben degradiert, proletarisiert, ins Elend schleudert, und dieser Prozeß kann kein Ende nehmen, außer mit der kapitalistischen Produktionsweise selbst, denn diese kann nur existieren durch beständige Erweiterung ihres Bereichs.

Bernstein weist mit Befriedigung darauf hin, wie zahlreich noch der Kleinbetrieb allenthalben sei. Wir haben gesehen, wie wenig diese Thatsache gegen die Konzentration des Kapitals beweist. Wohl aber beweist sie etwas für die „Verelendungstheorie“. Die Kleinhandwerker, Kleinfrämer, Zwerghauern, sie verelenden immer mehr. Steigt die Lebenshaltung der Bourgeoisie schneller als die der Lohnarbeiterschaft, so erhebt sich diese, wenigstens in einzelnen Schichten, über die der Inhaber kleiner Betriebe. Die anscheinend selbständigen zwerghaften Existenzen hören immer mehr auf, das Mittelglied zwischen Bourgeoisie und Proletariat zu sein, sie werden das Mittelglied zwischen Lohnarbeiterschaft und Lumpenproletariat. Ihnen und nicht dem Lohnproletariat strömt immer mehr die Ueberbevölkerung zu. So erneuert sich der Kleinbetrieb immer wieder, findet immer wieder neue Meistern, wie viele Bäden auch der in seinen Reihen grassierende Bankrott reißen mag. Der Kleinbetrieb verschwindet nicht, aber er verkümmert.

Aber noch rascher und auffallender und unbestrittener wächst das Elend in jenen Ländern, die dem kapitalistischen Regime neu erschlossen werden. Man mag man freilich meinen, es brauche die Arbeiter Deutschlands, Englands, Frankreichs, Amerikas wenig zu interessieren, was im Ausland geschehe. Sie seien Mustermenschen im Sinne der ethischen Nationalökonomie, also mit einem gesunden und kurzfristigen Egoismus begabt. Was kümmere es sie, wenn Hunger und Elend in Italien, in den slavischen und ungarischen Landesteilen Oesterreichs, in den Balkanländern, in Rußland, in China, in Ostindien zunehmen? Wenn nur ihre eigene Lage sich verbessere, dann könnten sie wohl mit der kapitalistischen Gesellschaft zufrieden sein.

Diese famosen „Praktiker“ und „Ethiker“ vergessen, daß es kaum ein Land giebt, das nicht noch Gegenden aufweist, die, wenig berührt von kapitalistischer Großindustrie, weite Verelendungsgebiete darstellen. Ob Irland schon aufgehört hat, ein solches für England zu sein, ist sehr fraglich. Die stete Abnahme seiner Bevölkerung weist nicht darauf hin. Deutschland hat noch sein Schlesien, die amerikanische Union noch ihre Südstaaten.

Aber auch die internationale Solidarität des Proletariats ist kein leerer Wahn. Je tiefer das Elend in den einen Gegenden, je höher die proletarische Lebenshaltung in den anderen, je entwickelter die Kommunikationsmittel, desto

mehr strömen die verelendeten Massen in die Gebiete höherer Lebenshaltung. Verelenden die Italiener, Polen, Slowaken, Russen, so exportieren sie ihr Elend in Länder einer höheren Kultur, eines entwickelten Widerstands gegen die degradierenden Tendenzen des Kapitals; sie drücken diese Kultur herab und lähmen diesen Widerstand.

Die Frage der „Verelendung“ ist, wie man sieht, keine einfache, sondern eine sehr komplizierte. Das Elend nimmt die verschiedensten Formen an und jede dieser Formen hat ihre besonderen Bewegungen, aber sie alle enden in dem Resultat: Verschärfung der sozialen Gegensätze, Verschärfung des proletarischen Kampfes gegen das kapitalistische Joch.

Wir haben gesehen, wie die kapitalistische Produktionsweise dort, wo sie einen Gewerbszweig oder ein Land neu ergreift, eine Masse physischen Elends schafft; in Gewerbszweigen und Gegenden, in denen sie hochentwickelt, gewinnen die Widerstände gegen die physische Verelendung namentlich durch Erstarken des Proletariats allmählig die Oberhand über die herabbrückenden Tendenzen, aber die soziale Verelendung nimmt auch dort ihren Fortgang durch den Fortschritt der Arbeitsteilung und des Maschinenwesens, welche die Arbeit monoton und widerwärtig machen, durch Ausdehnung der Frauenarbeit, vielfach auch der Kinderarbeit, Verdrängung qualifizierter Arbeit, durch Vermehrung der Existenzunsicherheit, durch das Zurückbleiben der Erhöhung proletarischer Lebenshaltung hinter der gleichzeitigen Erhöhung bürgerlicher Lebenshaltung. Besonders außerordentlich, vom Glück begünstigten Arbeiterschichten mag es vielleicht vergönnt sein, auch dies Stadium der Verelendung zu überwinden und zu einer Lebenshaltung aufzusteigen, die selbst an bürgerlichem Maßstabe gemessen nicht elend zu nennen ist. Aber auch für sie bleibt die das ganze kapitalistische Getriebe beherrschende Tendenz nach Verelendung bestehen; sie sind beständig der Gefahr ausgesetzt, durch eine Krisis, eine Erfindung, eine Fabrikantenkoalition, die Konkurrenz tiefer stehender Arbeiterschichten aus ihrer privilegierten Stellung vertrieben und in das allgemeine Klassenelend herabgestoßen zu werden. Also überall Elend in der kapitalistischen Produktionsweise, eine um so größere Masse des Elends, je mehr Proletarier vorhanden sind, je mehr Kleinbetriebe vom Kapital degradiert oder abhängig gemacht werden, aber auch desto mehr Kampf gegen das Elend, desto mehr Empörung der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Herrschaft.

Das ist nach meiner Auffassung jene Marxsche Theorie, die von den Kritikern des Marxismus die Verelendungstheorie genannt wird. Bernstein erklärt sie für abgethan, aber er hat nicht gezeigt, was gegen sie spricht, ja er hat nicht einmal gezeigt, was unter ihr zu verstehen ist.

Die Bewegungen der verschiedenen Formen des Elends, die wir hier angedeutet, sind sämtlich mit den im „Kapital“ niedergelegten Marxschen

„Dogmen“ vereinbar, sie sind in ihren wesentlichsten Momenten gerade dort auf klassische Weise erforscht. Es bliebe uns also nur noch zu untersuchen, ob die hier geschilderten Tendenzen in dem einen Satze des „Kapital“ den präzisesten Ausdruck gefunden. Diese Wortklauberei kann ich mir wohl ersparen. Mir erscheint die Fassung dieses Satzes für Jeden, der das „Kapital“ selbst kennt, vollkommen klar, unzweideutig und unanfechtbar, ich habe ihn auch nie in einem anderen als dem hier entwickelten Sinne aufgefaßt. Aber diese Frage ist von sehr sekundärer Bedeutung. Die Ausführungen des „Kapital“ über die Entwicklung der Lage des Proletariats werden nicht dadurch widerlegt, daß Bernstein die Worte Elend und Degradation in dem Sinne auslegt, in dem sie am wenigsten mit der Wirklichkeit stimmen.

Wenden wir uns von der Verelendungstheorie wieder zu der Frage: wo bleibt der steigende Reichtum der kapitalistischen Gesellschaft, so können wir nun auf sie antworten: Jene Theorie schließt keineswegs aus, daß ein Theil des Reichtumszuwachses auch den arbeitenden Klassen zufällt. Allerdings hat die kapitalistische Produktionsweise stetig die Tendenz, die Lohnarbeiterschaft wie die übrige Volksmasse herabzudrücken und sie erzeugt dadurch immer wieder neues Elend, aber sie erzeugt auch Tendenzen, die das Elend einzuschränken suchen. Es ist nicht das physische, sondern das soziale Elend, das beständig wächst, nämlich der Gegensatz zwischen den Kulturbedürfnissen und den Mitteln des einzelnen Arbeiters, ihnen zu genügen, mit anderen Worten, die Masse der Produkte, die auf den Kopf des Arbeiters entfallen, kann zunehmen, der Antheil des Arbeiters an der von ihm geschaffenen Produktionsmenge nimmt ab.

g) Der neue Mittelstand.

Ghe wir uns von dem Thema der Zunahme der Besitzenden zu einem anderen wenden, wollen wir noch kurz die Auffassung untersuchen, als meine Bernstein mit dieser Zunahme nicht die der Kapitalisten, sondern die jener Schichten der Bevölkerung, die ihrem Einkommen nach die mittleren bilden. Das würde es allerdings erklären, warum er auf die Einkommensteuerstatistik so großen Werth legt, die doch über die Besitzvertheilung gar nichts sagt. Auch weisen manche seiner Äußerungen auf eine derartige Auffassung hin, wenn er auch an anderen Stellen unzweideutig von der Zunahme der Zahl der Kapitalisten spricht.

Hätte Bernstein nichts Weiteres sagen wollen, als daß der Mittelstand nicht ausstirbt, sondern nur an Stelle des alten ein neuer tritt, an Stelle der selbständigen Handwerker und kleinen Kaufleute die „Intelligenz“, so hätten wir ihm das ohne Weiteres zugegeben. Ich darf hier wohl darauf

hinweisen, daß ich schon 1895 in einer Artikelserie der „Neuen Zeit“ über „Die Intelligenz und die Sozialdemokratie“ das Entstehen dieses Mittelstandes anerkannte und es für eine der wichtigsten Aufgaben unserer Partei bezeichnede, die Bedingungen der Gewinnung dieser Bevölkerungsschicht zu studiren. „Ein neuer, an Zahl sehr starker und ununterbrochen zunehmender Mittelstand bildet sich, dessen Wachsthum im Stande ist, unter Umständen den Niedergang des gesamten Mittelstandes zu verdecken, der durch den Niedergang des Kleinbetriebs verursacht wird“ („Neue Zeit“, XII, 2, S. 16).

Die Hauptursache des Anwachsens dieser Bevölkerungsschicht rührt daher, daß die herrschenden und ausbeutenden Klassen ihre Funktionen immer mehr an bezahlte intelligente Arbeiter übertragen, die ihre Leistungen entweder nach Stück — Aerzte, Advokaten, Künstler — oder gegen festes Gehalt verkaufen, Beamte aller Art. Im Mittelalter lieferte die Geistlichkeit die Gelehrten, die Aerzte, die Künstler und einen Theil der Verwaltungsbeamten, der Adel besorgte ebenfalls Geschäfte der öffentlichen Verwaltung, des Gerichts und Polizeiwesens und vor Allem den Kriegsdienst. Durch das Aufkommen des modernen Staates und der modernen Wissenschaft wurden den beiden genannten Klassen ihre Funktionen genommen, diese Klassen aber blieben, sie verloren nur mit ihrer sozialen Bedeutung zum größten Theil auch ihre Unabhängigkeit.

Die ihnen abgenommenen Funktionen selbst aber wurden seitdem immer mehr erweitert und die Zahl der sie besorgenden Arbeitskräfte wächst von Jahr zu Jahr, je größer die Aufgaben werden, welche die soziale Entwicklung dem Staat, den Gemeinden, der Wissenschaft stellt.

Aber auch die Kapitalistenklasse hat schon frühzeitig angefangen, sich ihrer Funktionen in Handel und Industrie zu entledigen und sie an bezahlte Arbeiter, Kaufleute und Techniker zu übertragen. Zuerst waren diese nur Hilfsarbeiter des Kapitalisten, denen er solche Theile seiner Funktionen der Ueberwachung, Antreibung, Organisation der Arbeit, des Ankaufs der Produktionsmittel, des Verkaufs der Produkte übertrug, die er bei den wachsenden Anforderungen an spezielle Ausbildung der einzelnen Funktionen nicht bewältigen konnte, schließlich aber wurde der Kapitalist völlig überflüssig gemacht durch das Aktienwesen, das sogar die Oberleitung des Unternehmens einem Miethling übergibt. Daß das Aktienwesen dazu beiträgt, die Zahl der gut bezahlten Angestellten zu vermehren, und daß es auf diese Weise die Bildung des Mittelstandes fördert, daran ist gar nicht zu zweifeln. Wenn Bernstein mittlere Einkommen und Besitzende einander gleichsetzt, dann kann er allerdings sagen, daß die Aktiengesellschaften zu ihrer Vermehrung beitragen — aber nicht durch die Zerplitterung der Kapitalien, die sie ermöglichen.

Die Intelligenz ist diejenige Bevölkerungsschicht, die am raschesten anwächst. Nach der deutschen Gewerkezählung wuchs im Gewerbe von 1882 bis 1895 die Zahl der Lohnarbeiter um 62,6 Prozent, die der Angestellten dagegen um 118,9 Prozent. Freilich war dieses rasche Anwachsen noch nicht genügend, den relativen Rückgang des Unternehmertums zu parafiren, das absolut nur um 1,3 Prozent wuchs. Vom Betriebspersonal waren in Prozenten

	1882	1895
Unternehmer	30,6	28,7
Angestellte	2,8	4,4
Lohnarbeiter	57,6	66,9

Also selbst wenn wir die Angestellten mit den Unternehmern zusammen als „Besitzende“ rechnen wollten, wäre ihr Prozentsatz 1882 bis 1895 von 42,4 auf 33,1 gesunken. Auch bei dieser Rechnung kämen wir nicht zu dem vernünftigen Resultat.

Das Ergebnis bleibt das Gleiche, wenn wir, wie die Berufsstatistik es gestattet, auch die Landwirtschaft in Betracht ziehen. Man zählte im deutschen Reiche von je 100 Erwerbsthätigen:

		Selbständige	Angestellte	Arbeiter
Landwirtschaft	1882	27,78	0,81	71,41
	1895	30,98	1,16	67,86
Industrie	1882	34,41	1,55	64,04
	1895	24,90	3,18	71,92
Handel	1882	44,67	9,02	46,31
	1895	36,07	11,20	52,73
Zusammen	1882	32,08	1,90	66,07
	1895	28,94	3,29	67,77

Langsamer als die Zunahme der Angestellten im Gewerbe, aber immer noch schneller als der Bevölkerungszuwachs (14,5 Prozent) war die Zunahme der Beamten im Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst und der in den freien Berufsarten Beschäftigten. Ihre Zahl wuchs von 579322 auf 794983, um 37,2 Prozent.

Diese Elemente sind also in raschem Zunehmen begriffen. Aber wir begingen einen gewaltigen Irrthum, wollten wir sie einfach den Besitzenden zuweisen. Der neue Mittelstand erwächst auf ganz anderen Grundlagen als der alte, der das feste Bollwerk des Privateigenthums an den Produktionsmitteln bildete, weil darauf seine Existenz beruhte.

Auf ganz anderer Grundlage ruht der neue Mittelstand. Das Privateigenthum an den Produktionsmitteln spielt für ihn meist keine Rolle. Dort, wo er als selbständiger Arbeiter fungirt, sind sie fast stets von minimalen Werthe — z. B. bei Malern, Aerzten, Schriftstellern. Dort, wo die Produktionsmittel als Kapital fungiren, treten die „Kopfarbeiter“ in ihrer Masse als Lohnarbeiter, nicht als Kapitalisten auf.

Allerdings wäre es ebenso unrichtig, den neuen Mittelstand ohne Weiteres dem Proletariat zuzurechnen.

Er ist aus der Bourgeoisie hervorgegangen, mit ihr durch die mannigfachen verwandtschaftlichen und sozialen Bedingungen verbunden, steht ihr in der Lebenshaltung gleich. Und eine ganze Reihe von Berufen der Intelligenz sind noch enger mit ihr verknüpft, das sind jene, die den Kapitalisten dadurch überflüssig machen, daß sie seine Funktionen als Direktoren und Intendanten seiner Betriebe übernehmen. Aber mit den Funktionen des Kapitalisten kommt auch seine Gesinnung über sie, sein Gegensatz gegen das Proletariat. Bei einer anderen Reihe von Berufen der Intelligenz involvirt die Berufsthätigkeit die Befundung einer bestimmten politischen oder religiösen Gesinnung. Das ist der Fall bei politischen Journalisten, manchen Gerichtsbeamten, z. B. Staatsanwälten, bei Polizisten, Geistlichen u. s. w. Vom Staate, der Kirche, den kapitalistischen Verlegern zc. werden in diesen Berufen nur Leute beschäftigt, welche entweder die Gesinnung ihrer „Arbeitgeber“ theilen oder bereit sind, eine fremde Gesinnung gegen Bezahlung zu vertreten. Auch daraus ergibt sich ein Gegensatz zahlreicher „Intelligenzen“ gegen das Proletariat.

Aber der am weitesten greifende Gegensatz zwischen Intelligenz und Proletariat wird dadurch erzeugt, daß die erstere eine privilegierte Klasse bildet. Ihre bevorzugte Stellung beruht auf dem Privilegium der Bildung. Sie hat wohl alles Interesse daran, daß die Volksmasse weit genug gebildet sei, um die Bedeutung der Wissenschaft zu begreifen und sich vor ihr und ihren Vertretern zu beugen, aber ihr Interesse gebietet ihr, allen Bestrebungen entgegenzutreten, die den Kreis der einer höheren Fachbildung Theilhaftigen erweitern.

Wohl bedarf die kapitalistische Produktionsweise großer Massen von Intelligenzen. Die Schullehrungen des Feudalstaats reichten nicht aus, sie zu produziren. Das bürgerliche Regime hat daher überall auf eine Verbesserung und Erweiterung nicht bloß des niederen, sondern auch des höheren Unterrichts hingedrängt. Man glaubte, damit nicht nur die Entwicklung der Produktion zu fördern, sondern auch die Klassengegensätze zu mildern; denn da höhere Bildung zu einer bürgerlichen Stellung emporhob, erschien es als selbstverständlich, daß allgemeine Verbreitung höherer Bildung eine allgemeine Hebung des Proletariats zu bürgerlichen Lebensbedingungen bedeuten würde.

Aber der bürgerliche standard of life ist bloß dort das notwendige Korrelat der höheren Bildung, wo diese ein Privilegium. Wo sie allgemein wird, hebt sie nicht den Proletarier ins Bürgerthum, sondern degradirt sie den „Kopfarbeiter“ zum Proletarier. Auch das ist eine Theilnahme des Verelendungsprozesses der Volksmasse.

In Ländern, in denen die Volksbildungsanstalten weit genug entwickelt sind, um der Bildung ihre bisherige privilegierte Stellung zu rauben, beginnt daher Bildungsfeindlichkeit in der Intelligenz sich einzumischen. Diese bildungsfeindlichen Schichten gerathen damit in Gegensatz zu den Bedürfnissen der modernen Produktionsweise, sie werden fortschrittsfeindlicher als die Kapitalisten selbst, und finden sich mit den reaktionärsten der Reaktionäre, mit Künstlern und Agrariern zusammen. Es ist die Blüthe der modernen Wissenschaft, es sind Professoren und Studenten der Universitäten, die am meisten gegen das Frauenstudium eifern, die die jüdische Intelligenz von aller Mitbewerbung um Stellen und Funktionen ausgeschlossen sehen möchten, die danach trachten, das höhere Studium möglichst zu vertheuern und die Unbemittelten davon auszuschließen.

Hierbei stoßen sie auf die energichste Gegnerschaft des Proletariats, das, wie jedes Privilegium, so auch das der Bildung aufs Entschiedenste bekämpft.

Trotz aller Hindernisse macht die Ausbreitung der Volksbildung Fortschritte, damit verfällt aber eine Schicht der Intelligenz nach der anderen der Proletarisirung. Man bedenke die Unmasse von Kaufleuten, die unsere Handelschulen, der Musiker, die unsere Musikschulen, der Bildhauer und Zeichner, die unsere Kunstschulen, der Mechaniker und Chemiker, die unsere Gewerbeschulen jahraus jahrein produziren. Und der kapitalistische Konzentrationsprozeß setzt auch auf den Gebieten des Handels, der Kunst, der angewandten Wissenschaft ein, die Kapitalsumme wird immer größer, die nothwendig ist, auf diesen Gebieten ein selbständiges lebensfähiges Unternehmen zu begründen. In demselben Maße also, in dem die Zahl der gelernten Arbeiter auf diesen Gebieten wächst, vermindern sich die Aussichten für sie, selbständige Unternehmer zu werden, wird immer mehr lebenslängliche Lohnarbeit ihr Loos. Gleichzeitig kommt aber in Folge der raschen Vermehrung der geschulten Arbeiter für eine der Schichten der Intelligenz nach der anderen die Zeit, in der es hoffnungslos für sie wird; durch künstliche Absperzung und künstliche Beschränkung des Kreises der Konkurrenten auf einen grünen Zweig kommen zu wollen. Auch hier beginnt der Prozeß sozialer Verelendung, der um so schmerzlicher empfunden wird, weil das eigene Elend direkt an der steigenden Lebenshaltung der Vornehmsten gemessen wird. Diese Lebenshaltung wenigstens zum Scheine aufrecht zu halten, ist eine Lebensfrage für den

Kopfarbeiter. Manßert sich beim Handarbeiter physische Verelendung vor Allem im Schlechterwerden der Wohnung, dann in der Kleidung, erst zuletzt in der Nahrung, so ist es beim Kopfarbeiter umgekehrt. Bei der Nahrung wird zuerst gespart.

Aber so sehr man am bürgerlichen Scheine hängt, für jede dieser proletarisirten Schichten der Intelligenz kommt die Zeit, wo sie ihr proletarisches Herz entdeckt, Interesse am proletarischen Klassenkampf gewinnt und schließlich thätkräftig an ihm theilnimmt. So die Handlungsgehilfen, die Bildhauer, die Musiker. Weitere werden folgen.

Wenn die liberale Oekonomie auf das rasche Anwachsen der „Intelligenz“ hinweist als Zeichen davon, daß die kapitalistische Produktionsweise einen eigenen Mittelstand schafft, so vergißt sie, daß, je schneller dieß Anwachsen vor sich geht, desto rascher auch der Prozeß der Proletarisirung innerhalb des neuen Mittelstandes sich vollzieht.

Zwischen den entschieden antiproletarischen, kapitalistisch gesinnten und den entschieden proletarisch fühlenden Schichten der Intelligenz bleibt aber eine breite Schicht, die weder proletarisch noch kapitalistisch fühlt, ihrer Ansicht nach über den Klassengegensätzen steht.

Diese Mittelschicht der neuen Mittelschicht hat mit dem alten Kleinbürgerthum die Zweideutigkeit der sozialen Stellung gemein. Sie ist daher dem Proletariat gegenüber ebenso unverläßlich und wankelmüthig, wie dieses. Entrüstet sie sich heute über die Habgier des Kapitals, so morgen über die schlechten Manieren des Proletariats. Ruft sie dieses heute zur Wahrung seiner Menschenwürde auf, so fällt sie ihm morgen zur Wahrung des sozialen Friedens in den Rücken.

Aber zwei Momente unterscheiden sie, das eine in günstiger, das andere in ungünstiger Weise, vom alten Kleinbürgerthum. Sie unterscheidet sich von ihm einmal durch ihren weiten geistigen Horizont und ihr geschultes Vermögen abstrakten Denkens. Sie ist jene Bevölkerungsschicht, die am leichtesten dahin kommt, sich über Klassen- und Standesbornirtheit zu erheben, sich idealistisch erhaben zu fühlen über Augenblicks- und Sonderinteressen und die dauernden Bedürfnisse der gesamten Gesellschaft ins Auge zu fassen und zu vertreten.

Aber auf der anderen Seite unterscheidet sie sich vom alten Kleinbürgerthum durch den Mangel an Kampffähigkeit. War das Kleinbürgerthum, ehe das Kapital ihm das Rückgrat gebrochen, eine höchst kampffähige und kampflustige Klasse, so entbehren dagegen die welschen Proletariat und Kapitalismus stehenden Schichten der Intelligenz aller Mittel, gegen die herrschenden Klassen einen ausdauernden Kampf zu führen. Schwach an Zahl, ohne einheitliche Klasseninteressen und daher auch ohne geschlossene Organisation, ohne größeren Besitz, aber mit den Bedürfnissen einer kapitalistischen Lebenshaltung, können

sie nur kämpfen im Anschluß an andere Klassen, die selbst vermögend genug sind, ihnen die Mittel des Kampfes und der Existenz zu gewähren. Die Mittelschicht der Intelligenz, die „geistige Aristokratie“, konnte daher in Masse oppositionell sein, so lange das Bürgerthum oppositionell war; sie verliert ihre oppositionelle Kampfeslust und Kampfesfähigkeit, wo dieses sich politisch zur Ruhe setzt, sie wird zimperlich und zaghaft, erklärt alle Mittel des Fortschritts, außer der Gewinnung des Wohlwollens der Machthaber durch Ueberredung, für unmoralisch, wird feig und byzantinisch.

Der Klassenkampf ist ihnen verhaßt, sie predigen seine Beseitigung oder doch seine Abschwächung. Der Klassenkampf, das ist ihnen die Auflehnung, die Rebellion, die Revolution; sie soll überflüssig gemacht werden durch die soziale Reform.

Es war ohne jede polemische Spitze gegen Bernstein, dessen Wandlung damals erst sich vorbereitete, als ich meinte, „daß es unter denen, die nicht direkt an der kapitalistischen Ausbeutung interessiert sind, kaum noch einen selbständig denkenden und ehrlichen Gebildeten giebt, der nicht auf dem ‚sozialpolitischen‘ Standpunkt stünde, welcher besagt, es muß etwas geschehen für die Arbeiter — welches ‚etwas‘ allerdings die verschiedensten Dinge bezeichnen kann. Stumm und Eugen Richter, der patriarchalisch-absolutistische Unternehmer und der Manchestermann, haben in der Intelligenz keinen Anhang mehr, der ins Gewicht fiele. Die Anklage gegen das Kapital und die Sympathie mit dem Proletariat — mindestens mit dem ausgebeuteten, wenn auch nicht mit dem kämpfenden Proletariat — sind in die Mode gekommen, und Harcourt's Wort: Wir sind heute alle Sozialisten, beginnt für diese Kreise wahr zu werden. Allerdings ist es nicht der proletarische, revolutionäre Sozialismus, dem unsere Dichter und Maler, unsere Gelehrten und Journalisten zc. in ihren Salons und Cafés, ihren Ateliers und Hörjulen, huldigen, sondern eine Sorte Sozialismus, die verzweifelt viel Ähnlichkeit mit dem ‚wahren Sozialismus‘ hat, den das kommunistische Manifest 1847 kennzeichnete.“

„Vielfach erklären diese Elemente, von der Sozialdemokratie trenne sie nichts, als die proletarische Brutalität, aber was sie in Wahrheit abstößt, ist nicht eine Heußerlichkeit, sondern der eigene Mangel an Einsicht oder Charakter. Wenn sie auch an Einsicht den bornirten Kapitalisten weit überragen, so begreifen sie doch noch nicht, daß es unmöglich ist, die bestehende Gesellschaft zu retten und den Sieg des Proletariats aufzuhalten, sie begreifen nicht ihre Ohnmacht dem gesellschaftlichen Entwicklungsgang gegenüber, oder es fehlt ihnen die nöthige Selbstlosigkeit, Muth und Kraft, sich das einzugestehen und mit der bürgerlichen Gesellschaft zu brechen“ („Neue Zeit“, XIII, 2, S. 76, 77).

Nur Wenige wagen diesen Bruch und können ihn wagen. Wohl hat das Proletariat treue Freunde auch unter den Rittern vom Geiste, aber es

sind stille Anhänger, die ihm Sieg wünschen, jedoch offen erst dann hervortreten können, wenn ihm der Sieg zugefallen. Auf starken Zuzug von Kämpfern hat es aus den Reihen der Geistesritter nicht zu rechnen, aber es hat auch nur wenige hartnäckige Widerjacher aus ihren Reihen zu fürchten.

Diese wenigen Andeutungen zeigen schon, daß die anwachsende Intelligenz eine Klasse ist, die für das kämpfende Proletariat wichtige und interessante Probleme in sich birgt. Sie ganz für das Proletariat in Anspruch zu nehmen, wäre übertrieben, aber noch irriger wäre es, sie einfach den „Besitzenden“ zuzurechnen. Wir finden in dieser Schicht in engem Rahmen alle die sozialen Gegenjäge vereinigt, die die gesammte kapitalistische Gesellschaft kennzeichnen, wir finden aber auch in diesem Mikrokosmos ebenso wie im gesellschaftlichen Gesamtkörper das proletarische Element im Fortschreiten.

Damit wäre auch der letzte Einwand Bernsteins gegen das, was er die Marx'sche Zusammenbruchstheorie nennt, erledigt.

Die Zunahme des neuen Mittelstands der Intelligenz ist ebenso wenig zu leugnen, wie die Zunahme des physischen Wohlstands einzelner Arbeiterschichten. Aber weder die eine noch die andere Erscheinung steht im Widerspruch zu den Marx'schen Lehren von der Konzentration des Kapitals, der Zunahme der Ausbeutung des Proletariats und der Verschärfung der sozialen Gegenjäge. Wohl stünde die Zunahme der Zahl der Besitzenden im Widerspruch mit der Zusammenbruchstheorie. Diese Zunahme hat aber Bernstein nicht erwiesen. Die Zahlen der Statistik ebenso wie die Erwägungen der Theorie sprechen dagegen.

h. Die Krisentheorie.

Gegenüber der Theorie von der Konzentration des Kapitals und von der Verschärfung der sozialen Gegenjäge ist die Theorie der periodischen wirtschaftlichen Krisen nur sekundärer Natur. Sie verstärken die Wirkungen der erstgenannten Entwicklung, beschleunigen den Konzentrationsprozeß des Kapitals, vermehren die Masse der Proletarier und die Unsicherheit ihrer Lage. Aber an dem Endergebniß dieser Entwicklung würde es nichts ändern, wenn die periodischen Krisen nicht nothwendig im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise begründet wären.

Indeß geht Bernstein nicht so weit, dies mit Bestimmtheit zu behaupten. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß er in einem seiner Artikel über „Probleme des Sozialismus“ die Krisentheorie eines großen Unbekannten bekämpfte, derzufolge der Sozialismus das Resultat einer demnächst hereinbrechenden Weltkrise sein werde. Marx und Engels haben eine solche Be-

hauptung nie aufgestellt; ebenso wenig ist sie in einer der bekannteren marxistischen Schriften zu finden. Trotzdem hat Bernstein die Ausführungen aus seinen Artikeln in seine Schrift über „Die Voraussetzungen des Sozialismus“ hinübergenommen, aber ohne Bezugnahme auf die besondere Anschauung, gegen die sie ursprünglich gerichtet waren. Man wird daher über den Zusammenhang dieser Ausführungen mit der Untersuchung der Voraussetzungen des Sozialismus nicht recht klar, und man fragt sich vergebens, was damit bewiesen werden soll, wenn gezeigt wird, daß eine Weltkrisis in nächster Zeit nicht unbedingt notwendig eintreten muß, und daß möglicher Weise die kommenden Krisen in der Form von Krisen einzelner Subsektoren und einzelner Länder auftreten. Ihre oben erwähnten verschärfenden Wirkungen bleiben dieselben.

Man kann also die Krisen aus den von Bernstein untersuchten Voraussetzungen des Sozialismus ganz ruhig ausscheiden und wir dürfen über diese Frage um so eher zur Tagesordnung übergehen, als wir uns ihrer großen Schwierigkeiten bewußt sind, deren erfolgreiche Überwindung mehr Zeit und Raum in Anspruch nehmen würde, als uns im Moment zu Gebote steht.

Wenn wir trotzdem noch einige Bemerkungen darüber machen, geschieht es nur, um einige Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, welche das Kapitel über die Krisen hervorgerufen.

Einige weise Leute haben es fertig gebracht, zu behaupten, Bernstein habe die Marx'sche Krisentheorie vollständig überwunden, denn er habe nachgewiesen, daß der zehnjährige Krisenzyklus nicht existiere.

Darauf ist vor Allem zu bemerken, daß der zehnjährige Krisenzyklus keine Theorie von Marx, sondern eine empirisch festgestellte Thatsache ist. Wir haben große industrielle Krisen 1815, 1825, 1836, 1847, 1857. Dann kamen die großen Kriege, der italienische Krieg, der amerikanische Sezessionskrieg, der dänische, der preussisch-österreichische, der deutsch-französische Krieg, seitdem ist der ungefähr zehnjährige Zyklus gestört. Die nächste allgemeine Krisis kam 1873, ihr folgte eine Depression von unerhört langer Dauer — anderthalb Jahrzehnte; endlich trat gegen das Ende der achtziger Jahre erneuter Aufschwung ein; nach wenigen Jahren wieder eine Periode allgemeinen ungünstigen Geschäftsganges, mit starken Krisen einzelner Länder, so 1890 in Argentinien, 1893 in den Vereinigten Staaten; nun seit etwa drei Jahren haben wir wieder eine Zeit allgemeiner Prosperität. Ist sie der Vorbote einer neuen Krisis oder ist sie bestimmt, eine fortdauernde Aera ungetrübten kapitalistischen Glückes einzuleiten?

Die Börse bereitet sich bereits auf den kommenden Crash vor. Sie scheint weitläufiger zu sein als manche unserer jüngeren Sozialisten, denen ein paar Jahre guten Geschäftsganges genügen, die Erfahrungen des ganzen

Jahrhunderts und die Theorien, in denen diese ihren Ausdruck gefunden, über Bord zu werfen. Einige mehr oder weniger sozialistische Theoretiker mögen die Marx'sche Krisentheorie für überwunden halten. Die ganz bürgerlichen Praktiker rechnen bereits mit einer Krisis, die sie binnen wenigen Jahren erwarten.

Marx hat den Krisenzyklus nicht erfunden, sondern beobachtet und erklärt. Daß der Zyklus nicht mehr ein zehnjähriger ist, hat man lange vor Bernstein schon gewußt. Dieser behauptet auch gar nicht, den Marxisten damit etwas Neues gesagt zu haben. Die Frage ist nicht die, ob die Krisen alle zehn Jahre wiederkommen, sondern die, ob sie überhaupt zeitweise sich wiederholen müssen.

Denn das Element der Krisis ist mit der Waarenproduktion von vornherein gegeben. Die Waarenproduktion heißt Produktion durch Produzenten, die von einander unabhängig sind, für den Markt, das heißt, für die schwankenden Bedürfnisse einer unbestimmten Zahl von Konsumenten. Das regelnde Element in diesem anarchischen Produktionssystem ist das Schwanzen der Preise; ist mehr produziert worden, als dem Bedarf entspricht, dann sinken die Preise, ist weniger produziert, dann steigen sie über ihr durchschnittliches Niveau. Die Unverkäuflichkeit der Waaren zu ihrem Produktionspreis ist daher eine mit Nothwendigkeit zeitweise eintretende Erscheinung der Waarenproduktion, diese Unverkäuflichkeit bildet aber die Basis der Krisis. Daß es zu einer wirklichen Krisis kommt, dazu gehören jedoch Bedingungen, die in den Anfängen der Waarenproduktion fehlen und erst durch die kapitalistische Produktionsweise geschaffen werden. Erst sie verwandelt immer mehr die gesammte Produktion in Waarenproduktion, während vor ihr der wesentlichste Theil der Produktion dem Selbstverbrauch diente. Erst durch sie wird also die ökonomische Existenz der Masse der Gesellschaft abhängig von dem ungehinderten Verkauf ihrer Waaren. Dabei gestaltet sie durch das Fortschreiten der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und die Entwicklung des Kreditystems die Abhängigkeit der einzelnen Produzenten voneinander zu einer immer engeren, so daß jede Störung des Waarenabfahes an dem einen Punkte Störungen an anderen Punkten nach sich zieht, daß die Krisis einer einzelnen hervorragenden Massenindustrie das ganze industrielle Getriebe ins Stocken bringt und zu einer Katastrophe der ganzen Nation, ja einer Reihe von Nationen wird.

Gleichzeitig verwandelt die kapitalistische Produktionsweise den engen, leicht übersichtlichen und kaum sich ändernden lokalen Markt der einfachen Waarenproduktion in den ungeheuren, unübersichtlichen, unaufhörlichen Veränderungen unterworfenen Weltmarkt und vermehrt die Zahl der Zwischenglieder, die sich zwischen Produzenten und Konsumenten drängen. So verliert der Produzent immer mehr die Uebersicht über den Markt.

Dabei wächst die Elastizität der Produktivkräfte ungeheuer, dank der modernen wissenschaftlichen Technik und dem Kreditstern, noch mehr aber der industriellen Reservearmee, die in der kapitalistischen Produktionsweise stets vorhanden ist und es ermöglicht, die Produktion sprunghaft auszudehnen.

So führt jede erhebliche Vermehrung der Nachfrage zu raschster Erweiterung der Produktion weit über das vorhandene Bedürfnis hinaus, zur Ueberproduktion, der ein Stöcken im Absatz, ein Sinken der Preise, eine Einschränkung der Produktion, zahlreiche Bankrotte und weitverbreitete Arbeitslosigkeit, also die Krise, folgen.

Mit dieser Bewegung verschlingt sich eine zweite, die nicht mit der erst-erwähnten zusammenzuwerfen ist.

Im Unterschied zu jeder vorhergehenden Produktionsweise ist für die kapitalistische die stete Erweiterung zu einer Lebensbedingung geworden, denn Kapital und Arbeitskraft sind in ununterbrochenem, raschem Wachsthum begriffen.

Schon die natürliche Vermehrung des Proletariats wird durch die kapitalistische Produktionsweise sehr begünstigt. Im zünftigen Handwerk, sowie in der Bauernschaft, wenigstens dort wo die verfügbare Bodenschicht beschränkt, ist die Volksvermehrung sehr gehemmt, da nur der Besitzer eines Betriebs im Stande ist, eine Familie zu gründen und zu erhalten. Der unselbständige Arbeiter gehört auf dieser Wirtschaftsstufe in der Regel zum Haushalt des Meisters oder Landwirts, er hat keinen eigenen Herd. Die kapitalistische Produktionsweise trennt allenthalben Wirtschaftsbetrieb und Haushalt, macht die Gründung des letzteren auch für den Proletarier möglich, macht es aber auch aussichtslos für ihn, mit dieser Gründung warten zu wollen, bis er Herr eines eigenen Betriebs geworden. Dieselbe Produktionsweise löst die Familie auf, treibt Weib und Kind in Fabrik und Werkstatt, macht den jungen Arbeiter früh selbständig, preßt aber auch seine Arbeitskraft so aus, daß er früh invalid wird. Der Aufschub der Ehe für ein späteres Lebensalter war für den Gesellen oder Knecht geboten; er mußte warten, bis er genug erspart, ein eigenes Aumwesen zu erwerben. Für den Lohnarbeiter der kapitalistischen Produktionsweise dagegen ist ein Aufschub der Ehe nicht bloß zwecklos, sondern sogar irrational, er hat um so weniger Aussichten, eine Familie von seinem Lohne zu erhalten, je älter er ist. Und die Frauen der Proletarierklasse entschließen sich um so leichter zur Ehe, als sie selbst verdienen; und da Mädchen und Jungen frühzeitig ökonomisch selbständig sind, werden die Eltern bei Eheschließungen nicht viel gefragt, die ehedem dabei mehr zu sagen hatten, als die beiden Beteiligten selbst.

Wohl wirken andere Faktoren in der kapitalistischen Produktionsweise der raschen Volksvermehrung entgegen, z. B. die Prostitution. Trotzdem finden wir in den großindustriellen Staaten eine rasche Zunahme der Bevölkerung, so in

Deutschland, England, den Vereinigten Staaten, bei denen allerdings die Einwanderung, aber in schwindenbarem Maße, mitwirkt. Es betrug die Volkszahl:

Deutsches Reich . . .	(1871)	41 100 000	(1895)	52 200 000
England und Wales . .	(1871)	22 700 000	(1896)	30 700 000
Vereinigte Staaten . .	(1870)	38 500 000	(1897)	72 200 000

Man erklärt, diese rasche Volkszunahme mache es notwendig, die Industrie ebenso rasch auszudehnen; das ist richtig, aber andererseits ist gerade diese rapide Volksvermehrung eine Folge der steten Ausdehnung des kapitalistischen Industrialismus.

Aber noch schneller als die Gesamtbevölkerung vermehrt sich die Zahl der Arbeitskräfte in ihr. Im Deutschen Reiche umfaßten die Erwerbsthätigen 1882 38,99 Prozent, 1895 dagegen 40,12 Prozent der Bevölkerung. Im gleichen Zeitraum verminderten sich die Angehörigen ohne Hauptberuf von 53,08 auf 53,15 Prozent. Dies ist namentlich der Zunahme der Frauenarbeit zuzuschreiben.

Dieselbe ökonomische Entwicklung, welche diese Zunahme der Arbeitskräfte bewirkt, vermindert die Zahl der Arbeitskräfte, die durch eine bestimmte Kapitalsumme beschäftigt werden können, vergrößert die Masse und den Werth der Maschinen, der Roh- und Hilfsmaterialien, die auf eine bestimmte Arbeiterzahl kommen. Soll also die gleiche oder gar eine wachsende Arbeiterzahl Beschäftigung finden können, so muß das in der Produktion angewandte Kapital stets und rasch wachsen.

Um Kapital fehlt's nun nicht. Je größer die Produktivität der Arbeit, je zahlreicher die ungelerten, unreifen, weiblichen Arbeitskräfte, desto größer die Masse des Mehrwerts, desto rascher kann die Anhäufung neuen Kapitals vor sich gehen. Dazu werden die Kapitalisten förmlich gezwungen, da im Laufe der ökonomischen Entwicklung in jedem Industriezweig die Minimalsumme des Kapitals steigt, die erforderlich ist, einen Betrieb konkurrenzfähig zu erhalten, und da, je wilder der Konkurrenzkampf, um so besser die Chancen des größeren, um so geringer die des kleineren Kapitals sind. Stete Vergrößerung der Betriebe, stete Erweiterung der Produktion sind also in der kapitalistischen Produktionsweise eine Lebensbedingung nicht nur für das Lohnproletariat, sondern auch für die Kapitalistenklasse.

Aber die Vorbedingung dazu ist eine entsprechende Erweiterung des Marktes, die Zunahme nicht bloß des physischen Bedarfs, die wäre von vornherein gegeben, sondern der ökonomischen Nachfrage, der kaufkräftigen Nachfrage nach den Massenprodukten der kapitalistischen Produktion, die doch darnach drängt, den Werth dessen, was die arbeitenden Massen einzutauschen haben, ihrer Arbeitskraft, immer mehr herabzudrücken, so daß sie immer weniger von ihrem Produkt selbst kaufen können.

Die stete Ausdehnung des Marktes ist daher eines der wichtigsten Probleme für den industriellen Kapitalisten.

Der Markt ist ein doppelter: der innere und der äußere. Man hat in letzterer Zeit, wenn man von Ausdehnung des Marktes spricht, fast nur die des äußeren im Auge, aber mit Recht hat Sombart darauf hingewiesen, welche Bedeutung daneben die des inneren Marktes immer noch hat. Der häßliche Ausfall gegen die Sozialdemokratie, mit dem er seine Ausführungen in der „Sozialen Praxis“ begleitete, war allerdings höchst überflüssig.

Wir sehen hier ab von der Verdrängung ausländischer Industrien vom inneren Markte durch Schutzzölle. Diese bedeutet eine Erweiterung dieses Marktes nur für die nationale kapitalistische Industrie, nicht für die gesammte, auf dem Weltmarkt in Betracht kommende Industrie.

Aber eine Erweiterung des inneren Marktes für die kapitalistische Industrie ist immer noch möglich durch Verdrängung der unwirtschaftlichen Hausindustrie, ein Prozeß, der zwar schon im vorigen Jahrhundert kraftvoll eingesetzt hat, aber auch heute noch kaum in irgend einem Staate, selbst nicht im britischen Königreich gänzlich vollzogen ist. Dieser Prozeß wird gefördert durch die Verbesserung der Kommunikationen, namentlich der Eisenbahnen, deren Bau selbst wieder für die kapitalistische Industrie von großer Bedeutung ist. Je mehr Eisenbahnen vorhanden, desto rascher der Zufluß vom Lande in die Stadt, desto reger die Bauhätigkeit dieser, die ebenfalls wieder neue Nachfrage nach Arbeit und Materialien erzeugt. Das Abströmen der Arbeitskräfte vom Lande befördert wieder die Einführung arbeitssparender Maschinen in der Landwirtschaft, erweitert also den Markt für die Maschinenindustrie.

Große Veränderungen in der Technik sind überhaupt ein wichtiger Faktor der Gestaltung des inneren Marktes. Zu dem jetzigen industriellen Aufschwung hat wohl nicht wenig die Entwicklung der Elektrotechnik im letzten Jahrzehnt beigetragen, die zahlreiche Neuanlagen aller Art, für Zwecke der Beleuchtung, des Transports, der Industrie, ja hin und wieder sogar der Landwirtschaft hervorgerufen hat.

Es kann aber auch der innere Markt plötzlich sich ausdehnen durch rasche Vermehrung des Geldmetalls, selbst wenn dieses nicht im Lande selbst gefunden wird. Es genügt, daß die Besitzer der Gold- und Silberbergwerke im Lande wohnen. So wie die Goldfunde in Kalifornien und Australien mächtig dazu beitrugen, die Krise von 1847 bis 1849 auch in Europa zu überwinden, so sind auch die Goldfunde in Südafrika an der Überwindung der Krise von 1873 bis 1887 und der gegenwärtigen Prosperität beteiligt. Der jährliche Werth der Goldproduktion betrug in Millionen Mark:

1881 bis 1840 . . .	56,6	1851 bis 1855 . . .	536,3
1841 - 1850 . . .	152,8	1856 - 1860 . . .	562,9

Von da an sank die Goldproduktion wieder, sie betrug 1881 bis 1885 jährlich im Durchschnitt 432 Millionen Mark. 1889 begann von Neuem ein rapidcs Steigen:

1889 503,8 Mill. Mark,	1892 594,7 Mill. Mark,	1895 813,9 Mill. Mark
1890 487,5 „ „	1893 672,7 „ „	1896 828,2 „ „
1891 532,4 „ „	1894 736,5 „ „	1897 861,0 „ „
		1898 1224,0 „ „

Dieselben Methoden, die den inneren Markt erweitern, konnten auch zur Ausdehnung des äußeren in Betracht: Vermehrung der Produktion des Geldmetalls, Erweiterung und Verbesserung der Kommunikationen — Bau von Dampfern und Eisenbahnen —, Minimierung der primitiven Hausindustrie und schließlich Einführung einer neuen Produktionsweise, Begründung einer Großindustrie in ökonomisch rückständigen Gegenden, welche die nöthigen Maschinen aus den Ländern entwickelter Großindustrie beziehen.

Von 1891 bis 1895 nahm die Länge der Eisenbahnen zu in:

	Prozent	Kilometer
Deutschland	6,8	2989
Frankreich	6,5	2476
Belgien	4,5	238
Großbritannien und Irland	3,5	1161
Dagegen in:		
Rußland	21,4	6675
Asien	22,1	7838
Afrika	25,2	2647

Die großartigen Bahnbauten in Sibirien und China waren 1895 noch in ihren Anfängen.

Auf dem Ruin der primitiven Hausindustrien beruht vor Allem die Erweiterung des Marktes für die Textilindustrie. Dagegen beruht auf der Erweiterung und Verbesserung der Kommunikationsmittel und auf der Entwicklung der Großindustrie des Auslandes die Größe und Bedeutung der Eisenindustrie.

Die beiden hier skizzirten Bewegungen — der industrielle Zyklus, das heißt der Wechsel von Prosperität, Krise, Stagnation und Wiederbelebung des Geschäfts auf der einen Seite und andererseits der stete Drang nach Erweiterung der Produktion und ihres Absatzmarktes — verschlingen sich miteinander und erscheinen als eine einzige Bewegung. Jede größere Erweiterung des Marktes wirkt stimulierend auf die Produktion ein, treibt diese zur Ueberproduktion und zur Krise. Umgekehrt bietet jede Krise den dringendsten Anlaß, nach Erweiterung des Marktes zu streben.

Für die soziale Entwicklung sind aber nicht beide Bewegungen gleichbedeutend. Die Krisen wirken in der Richtung auf den Sozialismus durch

Beschleunigung der Konzentration der Kapitalien und durch Vermehrung der Unsicherheit der Lebenslage der Proletarier, also durch Verschärfung der Antriebe, welche diese dem Sozialismus in die Arme drängen. Die stete Nothwendigkeit der Erweiterung des Marktes enthält dagegen noch ein weiteres Moment: es ist klar, die kapitalistische Produktionsweise wird von dem historischen Moment an zur Unmöglichkeit, in dem es sich herausstellt, daß der Markt nicht mehr in demselben Tempo sich ausdehnen kann, wie die Produktion, das heißt, sobald die Ueberproduktion chronisch wird.

Vernunft versteht unter historischer Nothwendigkeit nur eine Zwangslage. Hier haben wir eine solche, die, wenn sie eintritt, unvermeidlich den Sozialismus erzwingt.

Zu einem solchen Zustand muß es aber kommen, wenn die ökonomische Entwicklung in derselben Weise, wie bisher, vor sich geht, denn der äußere wie der innere Markt hat seine Grenzen, indessen die Ausdehnung der Produktion prallisch grenzenlos ist. Es handelt sich dabei nicht um eine feste, starre Grenze, eine solche ist ja in der ökonomischen Entwicklung nie zu erreichen, sondern eine elastische, die aber immer beengender wird. Einen Punkt, von dem an der Markt absolut nicht mehr auszuweichen wäre, wird man nie erreichen; aber die kapitalistische Produktionsweise muß unerträglich werden nicht bloß für die Proletarier, sondern für die Masse der Bevölkerung, sobald die Erweiterungsmöglichkeit des Marktes zurückbleibt hinter den Bedürfnissen der Ausdehnung der Produktion, die der Zunahme der industriellen Bevölkerung, dem Wachsthum des Kapitals, dem Fortschritt der Technologie entspringen.

Aber je größer der Prozentsatz der Bevölkerung, der von Lohnarbeit lebt, desto rascher wieder die Vermehrung der arbeitenden Bevölkerung.

Je größer die Menge des Kapitals und die Rate der Ausbeutung, desto größer die Masse des jährlich akkumulierten Profits, und je verbreiteter die kapitalistische Produktionsweise, desto ausgebehnter auch das Gebiet der modernen Wissenschaft, desto zahlreicher die Menge der Intelligenzen, desto größer die Mittel, die dem Erfindungsgeist zu Gebote stehen, desto rascher also die Umwälzung der Technik, desto größer die Produktivität der Arbeit.

Das Tempo, in dem die Weltproduktion anwächst, wird also ein immer rascheres, wird aber der Weltmarkt in dem gleichen Maße einer steten Erweiterung fähig sein?

Für diejenige kapitalistische Großindustrie, die zuerst auf dem Weltmarkt eine Rolle spielte, die Textilindustrie, ist heute bereits in ihren alten Sitten die Zeit chronischer Ueberproduktion gekommen. Wohl erweitert sich immer noch der Markt, aber viel rascher nimmt die Zahl der auswärtigen Konkurrenten zu.

So ist denn in England seine mächtige Textilindustrie bereits in eine Periode der Stagnation eingetreten. Selbst die Zeit der Prosperität bringt ihr keinen nennenswerthen Aufschwung. Es betrug der Werth des Exports aus dem Vereinigten Königreich in Millionen Pfund Sterling:

	1880	1885	1890	1895	1907
Baumwollengarn . .	11,9	11,9	12,3	9,9	9,9
Baumwollentoff . .	63,7	55,1	62,1	51,5	51,0
Zusammen	75,6	67,0	74,4	63,8	63,9

Nicht viel anders ergeht es der Baumwollenindustrie des übrigen westlichen Europa, nur mühsam erweitert sie noch ihre Absatzgebiete.

Ganz anders steht es mit der Eisenindustrie. Stodt auch der Eisenbahnbau in Europa und den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig immer mehr, so stehen ihm noch unermessliche Flächen in den barbarischen und halbivilisirten Ländern offen, und der Maschinenbau sieht auch noch weite Gebiete vor sich, die für die Einführung kapitalistischer Großindustrie und kapitalistischer Bergbaus um so schneller heranreifen, je mehr überschüssiges Kapital Europa und Amerika zu exportiren haben, und je enger sie durch Eisenbahnen und Dampfschiffe mit dem Weltmarkt verbunden werden.

Aber welchen Umfang auch der Export geliehener Kapitalien annehmen mag, so können doch die rückständigen Gebiete damit allein die Industrieprodukte, welche die Länder der Großindustrie ihnen senden, nicht bezahlen. Im Gegentheil, diese Kapitalien belasten sie noch mit stets wachsenden Zinszahlungen. Zur Bezahlung der Industrieprodukte und für Kapitalzinsen haben aber jene Gebiete zunächst nichts anderes hinzugeben als Rohprodukte, darunter eine Menge solcher, welche die europäische Landwirtschaft ebenfalls erzeugt, oder welche Erzeugnisse dieser Landwirtschaft ersetzen. Und je vollkommener die Kommunikationen, desto leichter kommen diese Rohprodukte nach Europa, desto mehr können sie dessen Produkte unterbieten.

So haben wir neben der chronischen nur durch kurze Zeiten eines schwachen Aufschwungs unterbrochenen Krise oder doch Stagnation der Textilindustrie auch die der Landwirtschaft und ihrer Industrien — Spiritus, Zucker. Wenn die Zuckerindustrie trotzdem immer noch zu weiterer Ausdehnung künstlich angeflacht wird, so muß der schließliche Sturz um so verheerender werden.

Aber auch der Aufschwung der Eisenindustrie (inklusive der Maschinenproduktion), die heute die führende Industrie ist und auf der in erster Linie die gegenwärtige Periode der Prosperität beruht, muß einmal ein Ende nehmen, nicht nur ein zeitweiliges, in einer vorübergehenden Krise, sondern er muß schließlich in chronische Ueberproduktion und Stagnation auslaufen — immer vorausgesetzt, daß die kapitalistische Produktionsweise sich ungehindert weiter ent-

wickelt, denn die Eisenindustrie gräbt sich selbst ihr Grab durch die Eingliederung der Maschine im Ausland. Erzeugt sie zuerst vorwiegend Konkurrenten für die einheimische Textilindustrie und Landwirtschaft, so früher oder später auch die eigenen Konkurrenten, die nicht nur die Bedürfnisse ihres Landes selbst befriedigen, sondern auch einen stets wachsenden Ueberschuß für den Weltmarkt produzieren.

Fast scheint es, als wäre auch in der Eisenindustrie England an der Spitze der Ausdehnungsfähigkeit gegenüber Deutschland und vor Allem den vereinigten Staaten angekommen. Die jetzige Periode der Prosperität hat die Hoheisenproduktion Englands nur wenig gesteigert. Nach dem Londoner „Economist“ vom 1. Juli d. J. betrug sie in Tonnen in:

	1896	1897	1898
Großbritannien	8 659 681	8 681 151	8 977 109
Deutschland	6 872 575	6 864 405	7 215 927
Vereinigte Staaten	8 628 127	9 652 680	11 733 931

Nach W. H. Dawson in „Bankers magazine“, August 1899, in einem Artikel über „Drei Jahre amerikanischer Expansion“, wurden Stahlisenerien produziert (Tonnen):

	England	Vereinigte Staaten
1897	921 131	1 641 520
1898	751 591	1 976 702

Die Totalproduktion der besten Stahlwerke betrug in Tonnen:

	England	Vereinigte Staaten
1897	1 684 155	5 475 315
1898	1 759 868	6 609 017

Dawson sieht, trotz der gegentheiligen Versicherungen der englischen Eisenproduzenten, in diesen Zahlen sehr bedenkliche Anzeichen für die Eisenindustrie seines Landes.

Ist aber einmal die Eisenindustrie der Länder der Großindustrie dort, wo heute Textilindustrie und Landwirtschaft Englands sind, dann hat die Expansionsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise ein Ende und damit auch ihre Lebensfähigkeit.

Das braucht aber nicht allzulange zu währen, wenn man sich erinnert, wie rasch die Vereinigten Staaten, Japan, Rußland eine nennenswerthe Großindustrie entwickelt haben — die ersteren binnen einem Menschenalter eine solche, die heute bereits der englischen und der deutschen erfolgreich die Löhne weist.

Die Annahme einer derartigen unheilbaren chronischen Ueberproduktion ist jedoch nicht gleichbedeutend mit der Prophezeiung einer demnächst hereinbrechenden enormen Weltkrise, eines Weltbrandes, aus dem die sozialistische Gesellschaft in voller Schönheit gleich einem Vogel Phönix emporsteigt.

Der Prozeß des Eintretens der chronischen Ueberproduktion kann ein langsam sich hinziehender sein. Wir wissen über sein Wie ebenso wenig wie über sein Wann. Ja, ich will gern zugeben, daß man sogar daran zweifeln kann, ob er überhaupt jemals eintritt, um so mehr zweifeln, je rascher man sich den Fortschritt der sozialistischen Bewegung vorstellt.

Die unheilbar chronische Ueberproduktion, sie bedeutet die letzte Grenze, bis zu der das kapitalistische Regime sich überhaupt behaupten kann, sie braucht nicht notwendiger Weise seine Todesursache zu bedeuten. Wir haben gesehen, daß die materialistische Geschichtsauffassung neben dem ökonomischen Zwange noch andere Faktoren der sozialen Entwicklung kennt, die zwar ökonomisch motiviert, aber nichtsdestoweniger vielfach ideeller, ethischer Natur sind, und die wir zusammenfassen in der Formel des Klassenkampfes. Der Klassenkampf des Proletariats kann zum Umsturz der kapitalistischen Produktionsweise führen, ehe noch diese in das Stadium ihrer Verwesung eingetreten. Wenn der Hinweis auf die chronische Ueberproduktion nicht gleichbedeutend ist mit der Prophezeiung der großen Weltkrise, so überhaupt nicht mit der Prophezeiung einer besonderen Art des Untergangs der kapitalistischen Produktion. Seine Bedeutung besteht darin, daß er durch Festsetzung einer äußersten Grenze der Lebensfähigkeit der heutigen Gesellschaft den Sozialismus aus jenem nebelhaften Bereich, in das ihn heute so viele Sozialisten verweisen, uns näher rückt, so daß dieser aus einem Ziel, das vielleicht nach fünfhundert Jahren verwirklicht werden dürfte — vielleicht auch nicht — ein absehbares und notwendiges Ziel praktischer Politik wird.

Dies scheinen mir die wichtigsten Gesichtspunkte, die bei der Erörterung des Zusammenhangs der Krisen mit dem Sozialismus in Betracht kommen.

Gerade über diese Gesichtspunkte äußert sich jedoch Bernstein nicht, da es ihm fast nur um die Widerlegung der ganz bedeutungslosen Phantasie von der einen unerhörten allgemeinen Weltkrise zu thun ist.

Er wirft die Frage auf, „ob nicht die gewaltige räumliche Ausdehnung des Weltmarkts im Verein mit der außerordentlichen Verkürzung der für Nachrichten und Transportverkehr erforderlichen Zeit die Möglichkeiten des Ausgleichs von Störungen so vermehrt, der enorm gestiegene Reichtum der europäischen Industriestaaten im Verein mit der Elastizität des modernen Kreditwesens und dem Aufkommen der industriellen Kartelle die Rückwirkungskraft örtlicher oder partikulärer Störungen auf die allgemeine Geschäftslage so verringert hat, daß wenigstens für eine längere Zeit allgemeine Geschäftskrisen nach Art der früheren als unwahrscheinlich zu betrachten sind“ (S. 70).

Welcher Art die kommenden Geschäftskrisen sein werden, kann man heute freilich nicht sagen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie in manchen Punkten ein anderes Gesicht zeigen werden, als ihre Vorgänger. Aber darum handelt es sich doch nicht. Die Frage ist die, ob die Wirkung der kommenden

Krisen auf das Proletariat und die Mittelschichten dieselbe sein wird, wie die ihrer Vorgänger, und es giebt kein Moment, das dagegen sprechen würde.

Uebrigens warum die Erweiterung des Weltmarkts und des Kreditwesens, sowie die Zunahme des Reichtums der Allgemeinheit der Krisen entgegenwirken sollen, ist mir nicht recht verständlich. Es handelt sich hier nicht um „örtliche oder partikuläre Störungen der allgemeinen Geschäftslage“, sondern um die allgemeine Ueberproduktion. Je besser die Verständigungs- und Transportmittel, desto mehr muß der Weltmarkt eine Einheit bilden, desto eher wird ein Theil von den Schicksalen der anderen berührt. Auch die Entwicklung des Kreditwesens muß in dieser Richtung wirken. Dieselbe Entwicklung erleichtert aber auch die plötzliche Ausdehnung der Produktion. Dasselbe wird bewirkt durch die Zunahme des Reichtums, die doch nichts anderes heißt, als Vermehrung des Kapitals, das zur Ausdehnung der Produktion verfügbar ist. Gewiß, örtliche oder partikuläre Störungen können durch diese Kapitalmassen, den Kredit und die Mächtigkeit der Kommunikationsmittel leichter überwunden werden, eine Reihe von Krisenfactoren und Krisenherden sind dadurch, wie schon Engels gesagt, beseitigt worden, aber wie wirkt diese Entwicklung einer allgemeinen Ueberproduktion entgegen? Ist aber die Ueberproduktion eine allgemeine, so muß auch der Krach ein allgemeiner sein. Prosperität und Krisis sind in der kapitalistischen Wirtschaft unzertrennlich miteinander verbunden.

Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die kommende Krisis die letzte, alles verichlingende sein muß.

Aber die Kartelle? Sind die nicht Mittel, die Produktion einzuschränken und zu reguliren, also der Ueberproduktion und den Krisen vorzubeugen?

Ihr Zweck ist das sicher nicht. Ihre Aufgabe ist die, den kapitalistischen Profit zu steigern. Einer der Wege dazu ist allerdings die Erhöhung der Preise und damit der Profitrate durch die Verringerung des Angebots auf dem Markte. Aber man kann die Preise dadurch nicht willkürlich steigern, auch dann nicht, wenn man den Markt monopolistisch beherrscht, wie es die Kartelle anstreben. In dem Maße, in dem die Preise steigen, sinkt einerseits die Nachfrage und steigt andererseits der Anreiz für außerhalb des Kartells stehende Kapitalisten, an dem Ausnahmeprofit durch Neugründung von Konkurrenzunternehmen theil zu nehmen, also das Monopol zu durchbrechen und die Produktion auszuweiten.

Die Einschränkung des Angebots auf dem Markte durch das Kartell oder den Trust findet daher ihre Grenze.

Auf der anderen Seite ist der Profit unter sonst gleichen Umständen um so größer, je billiger produziert, das heißt aber unter Anderem auch, auf je größerer Stufenleiter die Produktion betrieben wird. Je größer der

Maßstab, auf dem die Produktion vor sich geht, um so technischer vollkommener kann sie sein, um so eher ist sie im Stande, jede auftauchende Konkurrenz im Keime zu ersticken, die sonst das Monopol des Kartells bedroht. Und je größer und rascher der Umsatz, um so größer unter sonst gleichen Umständen die Masse des Profits.

Mit weit mehr Recht als von Marx könnte man daher vom Leiter eines Kartells sagen, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen, eine, die nach möglichster Beschränkung, und eine andere, die nach möglichster Ausdehnung der Produktion trachtet. Aber der Kartellmann ist kein grübelnder Faust, sondern ein Mann der That und statt seine zwei Seelen einen wechselvollen Kampf in seinem Innern kämpfen zu lassen, sucht er ganz einfach auf zwei verschiedenen Märkten den verschiedenen Tendenzen nach Vermehrung seines Profits gerecht zu werden.

Auf dem innern Markte wird das Angebot möglichst eingeengt, werden die Preise so hoch getrieben, als mit dem höchstmöglichen Profit verträglich. Aber nur das Angebot wird beschränkt, nicht die Produktion. Diese wird möglichst erweitert und der Ueberschuß im Ausland abgesetzt. Je höher die Preise und Profite auf dem innern Markte, desto lustiger kann die Schleuderkonkurrenz auf dem äußern Markte vor sich gehen. Und wenn man dort nur die Selbstkosten einhehrt, so ist der Absatz schon deswegen profitabel, weil er stete Fortführung des Betriebs in größtem Umfang erlaubt.

Wo es sich also um Massenindustrien, um Exportindustrien handelt — und das sind gerade jene, die am meisten zur Ueberproduktion drängen —, da ist eine Einschränkung und Regelung der Produktion durch die Kartelle nicht zu erwarten.

Die Vereinigten Staaten sind das Land der Kartelle. Aber wir bemerken nicht, daß die Produktion dort beschränkt wird. Die Roheisenproduktion der Union hat sich in den letzten fünf Jahren mehr als verdoppelt. 1894 betrug sie etwas über 6½ Millionen Tonnen, 1898 fast 12 Millionen und für 1899 wird sie nach den Ergebnissen des ersten Halbjahrs auf 14 Millionen geschätzt (Salomon in „Bankers magazine“).

Bernstein kann sich den unter Umständen geradezu zur Ueberproduktion hindrängenden Wirkungen der Kartelle nicht verschließen.

Aber, wirft er ein, „in der Regel geht dies Manöver nur dort an, wo dem Kartell ein Schutzzoll Deckung gewährt, der es dem Ausland unmöglich macht, ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen“ (S. 78). Freilich ist er überzeugt, „daß, wo in modernen Industriestaaten Kartelle und Trusts durch Schutzzölle unterstüzt und verschärft werden, sie in der That zu Krisenfactoren der betreffenden Industrie auswachsen müssen — wenn nicht zuerst, so jedenfalls schließlich auch für das „geschädigte“ Land selbst. Es fragt sich

also nur, wie lange die betreffenden Völker sich diese Wirtschaft gefallen lassen werden" (S. 79).

Also weit entfernt, die Produktion zu regeln, müssen die Kartelle zu Krisenfaktoren auswachsen — „es fragt sich nur, wie lange die Völker sich diese Wirtschaft gefallen lassen werden“.

Das ist in der That die Frage. Aber diese hat Bernstein ebenso wenig wie manche andere, die er aufgeworfen, beantwortet.

Bernstein ging von der Erwägung aus, daß die Ausdehnung des Weltmarkts, die Zunahme des Reichtums, die Elastizität des modernen Kreditwesens im Verein mit dem Aufkommen der industriellen Kartelle „wenigstens für längere Zeit“ allgemeine Geschäftskrisen unwahrscheinlich gemacht hat. Und nun erweisen sich plötzlich dieselben Kartelle als neue Krisenfaktoren wenigstens für so lange, als die Völker sich die Schutzzollwirtschaft gefallen lassen, also sicher „wenigstens für längere Zeit“.

Wir haben gar keine Ansichten dafür, daß wir noch einmal zu einem Regime des Freihandels kommen. So lange sich die Völker den Kapitalismus gefallen lassen, werden sie sich auch den Schutzzoll gefallen lassen, gerade wegen der zunehmenden Ueberproduktion. Das kapitalistische Regime hat kein Heilmittel für diese, der Schutzzoll bildet wenigstens den Versuch ihrer Einberaumung, das heißt den Versuch, ihre Konsequenzen vom eigenen Lanke weg den anderen zuzuschieben. Die Einberaumung dauert freilich nur so lange, bis die anderen den gleichen Versuch nachgemacht haben, aber der Schutzzoll ist leichter eingeführt als abgeschafft, namentlich in einer Periode so wüthenden Wettbewerbs auf dem Weltmarkt, und die Erfolglosigkeit des Versuchs treibt eher zu einer Verstärkung des Mittels als zu seiner Abschaffung.

Wo haben wir heute unter den bürgerlichen Parteien eine Freihandelsbewegung? Bei ihnen fragt sich's bloß, ob mehr oder weniger Schutzzoll und ob Handelsverträge oder die Möglichkeit von Zollkriegen. Aber Freihandel! Das ist für den Kapitalisten ein Ideal der Vergangenheit. Sein Freihandel ist eines der vielen Merkmale, durch die England anzeigt, daß es ein Ausnahmeland ist. Und auch in England ist die schutzzollnerische Bewegung im Wachsen.

Wird also die Aufhebung der krisenfördernden Wirkungen der Kartelle vom Freihandel abhängig gemacht, dann stehen diese Wirkungen in unabsehbarer Ferne. Die kommende Krise, die wir vielleicht schon in zwei bis drei Jahren zu erwarten haben, wird dadurch nicht aufgehalten werden.

Aber nicht bloß durch Stimulierung der Produktion und der Schutzwettbewerbskonkurrenz auf dem Weltmarkt wirken viele und gerade die mächtigsten Kartelle und Trusts krisenfördernd, sondern ebenso sehr durch den Anstoß, den sie der Spekulation erteilen.

Bernstein meint, die Spekulation sei hauptsächlich eine Kinderkrankheit der kapitalistischen Produktionsweise, die in ihrem Alter verschwinde. „Die Spekulation ist bedingt durch das Verhältniß der wißbaren zu den unwißbaren Umständen. Je stärker die letzteren überwiegen, um so mehr wird sie blühen, je mehr sie von den ersteren zurückgedrängt werden, um so mehr Boden wird ihr entzogen. Daher fallen die wahnsinnigsten Ausbrüche kommerzieller Spekulation in die Zeit des Anbruchs der kapitalistischen Ära und feiern die Spekulation in Ländern jüngerer kapitalistischer Entwicklung gewöhnlich die wüthendsten Orgien“ (S. 73).

Wodurch wird aber diese „jüngere kapitalistische Entwicklung“ erzeugt? Vornehmlich durch die überfließenden Kapitalien der älteren Länder. Die nicht wißbaren Umstände der jüngeren werden dann um so mehr Ursache zu Orgien der älteren, je mehr von ihrem Kapital diese im Ausland anlegen. Die argentinische und transvaalische Spekulation feierte ihre „wüthendsten Orgien“ nicht bloß in Buenos Ayres und Johannesburg, sondern ebenso gut in der alleherrschaftlichen Londoner City.

Wie bei der Erschließung neuer Länder sind bei der Verwerthung neuer Erfindungen, bei der Bildung neuer Industriezweige, die „unwißbaren Umstände“ überwiegend und bilden sie daher einen Gegenstand der Spekulation. Man kann nicht behaupten, daß der eine oder andere dieser Faktoren mit dem Fortschreiten der kapitalistischen Ära zurücktritt, im Gegentheil.

Und ebenso wenig kann man behaupten, die Spekulation sei heute geringer als früher. Die Kapitalisten waren vorsichtig, so lange ihnen noch die Wirkungen der furchtbaren Depression der achtziger Jahre in den Knochen steckten. Heute spekuliren sie so lustig, wie nur je. Einige Zahlen, die wir dem „Deutschen Oekonomist“ vom 22. Juli d. J. entnehmen, mögen das illustriren.

Im Deutschen Reiche betrug in Millionen Mark das effektiv aufgebrachte Kapital:

Jahr	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899
Von Emissionen	1008	1065	1745	1620	1217	1018	1208	1420	1375	1896	1944	2307	1895
Von Aktien deutscher Industrie- und Handelsbanken	?	184,5	207,4	200,5	29,7	14,8	25,3	79,0	223,2	333,9	318,2	540,6	518

Die untere Zahl läßt den industriellen Zynismus sehr schön verfolgen mit seinem Höhepunkt 1889, seinem Tiefstand 1892, der Wiedererholung von 1895 und dem sprunghaften Aufschwung der letzten Jahre — das erste Halbjahr 1899 bringt ebenso viele neue Industrieerwerbe, wie das ganze vorhergehende Jahr, das auch schon eines hoher Prosperität war.

Nun noch eine Reihe von Zahlen, die das durchschnittliche Emissionsagio der deutschen Industrieaktien anzeigen.

Es betrug in Prozent:

1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899 1. Zemeß.
38,06	45,87	30,05	20,0	14,7	29,1	31,0	38,6	36,1	66,7	67,7	69,9

Dazu bemerkt die Redaktion des zitierten Blattes: „Die Emissionskurse haben eine Höhe erreicht, wie nie zuvor. Dabei ist es stehende Regel, daß die Papiere noch weit über die Emissionskurse hinausgetrieben werden. Das Krankhafte dieser Uebertreibungen haben wir oft genug erörtert. . . In der That ist es auch nicht die höhere Werthschätzung der Anlage, worauf die Kurssteigerung sich stützt, sondern lediglich die allgemeine Erwartung, daß der Kurs noch steigen werde, also die ganz gewöhnliche Spekulation auf den Kursgewinn. Daß diese Spekulation einen noch nie dagewesenen Umfang erreicht hat, wird durch die noch nie erreichte Höhe des Emissionsagios von durchschnittlich ca. 70 Prozent erwiesen.“

Ähnlich spricht Lawson im schon erwähnten Artikel von der Spekulation in Wallstreet. Er meint, ohne die kluge Politik der New Yorker Banken wäre es bereits zu einer Neuaufgabe des Südschwindels gekommen. Das Hauptobjekt der Schwindelspekulation bilden — die Trusts.

Die Vereinigten Staaten sind das Land der Kartelle; sie sind das Land der elastischsten Kreditorganisation, enormen Reichthums, eines hoch entwickelten Nachrichten- und Transportverkehrs, des ausgedehntesten innern Marktes; und doch sind sie das Land der furchtbarsten Krisis (1893—1896), die unser Jahrzehnt gesehen.

Aber nehmen wir an, die Kartelle seien wirklich im Stande, die Krisen durch Einschränkung der Produktion zu bannen. Was wäre damit für das Proletariat und die Mittelschichten gewonnen? Die Kartelle sind eines der kräftigsten Mittel zur Expropriation der kleinen Kapitalisten. Wenn die in gleicher Richtung gehende Wirkung der Krisis durch die des Kartells abgelöst wird, so wird die Herrschaft des Großkapitals dadurch nicht weniger unerträglich.

Und die Proletarier? Daß die Zusammenschließung der Unternehmer zu festen Verbänden nicht das Steigen der Löhne, die Entwicklung der Gewerkschaften, die Selbständigkeit der Arbeiter fördert, ist bekannt. Tauschen diese aber dafür wenigstens größere Stetigkeit der Beschäftigung ein? Gerade dort, wo das Kartell wirklich vermag, die Produktion einzuschränken, ist diese Stetigkeit am wenigsten zu finden. Weit eher als der vereinzelter Betrieb kann der Trust die höchste Produktivität der Arbeit erreichen. Er setzt die kleineren, irrationalen Betriebe ganz außer Thätigkeit, vereinfacht die Verwaltung, führt die Arbeitsteilung weiter, fördert durch seine kolossalen Geldmittel die Erprobung und Anwendung neuer Erfindungen. Je mehr damit eine Einschränkung der Produktion Hand in Hand geht, desto mehr müssen diese Fortschritte zur Einschränkung der Arbeiterzahl führen. Für einen Theil der Arbeiter, die

fähigsten und brauchbarsten, mag das Kartell größere Stetigkeit der Beschäftigung mit sich bringen; für die übrigen kann dieser Stetigkeit nichts anderes entsprechen, als größere Stetigkeit der Arbeitslosigkeit.

Wodurch kann das Kartell der Krise vorbeugen? Doch nur durch Einschränkung der Produktion. Wir haben aber gesehen, daß stete Ausdehnung der Produktion eine Lebensbedingung für die kapitalistische Produktionsweise ist und vor Allen für das Proletariat. Wie sich die Kartelle, wenn es ihnen gelänge, die Produktion zu regeln, mit dem neu akkumulirten Kapital abfinden, ob sie nicht durch dessen Drängen immer wieder zur Erweiterung der Produktion getrieben oder geiprengt würden, das geht uns hier nichts an. Über sicher ist es, daß jede Hemmung der Ausdehnung der Produktion in der heimigen Produktionsweise unerträgliche Zustände hervorrufen muß, und daß es eine Thorheit ist, zu glauben, diese würden von den Arbeitern weniger hart empfunden, wenn sie durch künstliche Kartellirung der Unternehmer, statt durch Krisen und Bankrotte hervorgerufen werden. Im Gegentheil, wenn die Unternehmer der Krise dadurch vorbeugen wollen, daß sie deren Nachteile den Proletariern in Zeiten der Prosperität aufbürden, wenn sie, um den Profit zu retten, die Arbeiter allein die Folgen einer Produktions Einschränkung tragen lassen, wenn sie ihnen die Folgen einer Ueberproduktion auferlegen, ehe noch eine solche eingetreten, so kann dies nur dazu führen, den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit aufs Höchste zu steigern.

Weit entfernt, die zum Sozialismus führenden Wirkungen der Krisen aufzuheben, müssen sie vielmehr in derselben Richtung wirken — und das wahrscheinlich, ohne die Krisen zu hemmen. Mehr als jede andere Erscheinung des kapitalistischen Wirtschaftslebens erfüllen sie die arbeitenden Schichten des Volkes mit dem Empfinden der Nothwendigkeit der Expropriation der Expropriatoren und mit dem Bewußtsein, daß die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat das einzig wirksame Mittel ist, ihnen zu Leibe zu gehen.

Auch Bernstein sieht, daß die Kartelle für das Proletariat schwere Schäden im Gefolge haben können, aber ihn hypnotisirt immer wieder die fixe Idee, in der Sozialdemokratie gebe es einflussreiche Leute, welche die Befreiung des Proletariats nicht vom zähen Kampfe gegen seine Feinde, sondern von den Wirkungen einer imaginären Weltkrise erwarten.

„Virtuell“, meint er, „trägt das kapitalistische Abwehrmittel gegen die Krisen die Keime zu neuer, verstärkter Hingabe der Arbeiterklasse in sich, sowie zu Produktionsprivilegien, die eine verschärfte Form der alten Zunftprivilegien darstellen. Viel wichtiger als die ‚Impotenz‘ der Kartelle und Trusts zu prophezeien, erscheint es mir vom Standpunkt der Arbeiter aus, ihre Möglichkeiten sich gegenwärtig zu halten. Ob sie den ersteren Zweck — Abwehr der Krisen — auf die Länge der Zeit werden erfüllen können, ist an sich für die Arbeiterklasse eine untergeordnete Frage. Sie wird aber zu einer sehr bedeutungsvollen Frage, so-

bald man an die allgemeine Krise Erwartungen irgend welcher Art für die Befreiungsbewegung der Arbeiterklasse knüpft. Denn dann kann die Vorstellung, daß die Kartelle nichts gegen die Krisen ausrichten können, Ursache sehr verhängnisvoller Unterlassungen werden."

Für welche Phantasten muß doch Bernstein seine Parteigenossen halten! Und welche phantastischen Vorstellungen hegt er von unserer Bewegung, wenn er annimmt, daß „man“ an die kommende Krise so bestimmte Erwartungen irgend welcher Art knüpft, daß sie sogar Ursache sehr verhängnisvoller Unterlassungen werden können. Leider giebt es Leute, die nach derartigen Cassandrarufen ins Blaue hinein die Sozialdemokratie beurtheilen.

i) Die Formulierung des Programms.

Mit seinen Ausführungen über die Krisen und Kartelle schließt Bernstein seine Untersuchungen über die wirtschaftliche Entwicklung der modernen Gesellschaft. Geben sie uns Veranlassung, unser Programm zu ändern? Haben sie erwiesen, daß die ökonomische Entwicklung in anderer Richtung vor sich geht, als sie Marx gezeichnet?

Ich denke, wir können auf diese Frage ruhig mit „Nein“ antworten.

Ich spreche dabei nicht etwa vom Erfurter Programm allein, sondern von den Grundlinien, die fast alle modernen sozialdemokratischen Programme enthalten, welche sich überhaupt auf eine Begründung der sozialdemokratischen Forderungen einlassen.

So erklärt zum Beispiel das Haufelber Programm der österreichischen Arbeiterpartei:

„Die sozialistische Arbeiterpartei in Oesterreich erstrebt für das gesammte Volk ohne Unterschied der Nation, der Klasse und des Geschlechts die Befreiung aus den Fesseln der ökonomischen Abhängigkeit, die Beseitigung der politischen Machtlosigkeit und die Erhebung aus der geistigen Verkümmern. Die Ursache dieses unwürdigen Zustandes ist nicht in einzelnen politischen Einrichtungen zu suchen, sondern in der das Wesen des ganzen Gesellschaftszustandes bedingenden und beherrschenden Thatsache, daß die Arbeitsmittel in den Händen einzelner Besitzender monopolisiert sind. Der Besitzer der Arbeitskraft, die Arbeiterklasse, wird dadurch zum Sklaven der Besitzer der Arbeitsmittel, der Kapitalistenklasse, deren politische und ökonomische Herrschaft im heutigen Staate Ausdruck findet. Der Einzelbesitz an Produktionsmitteln, wie er also politisch den Klassenstaat bedeutet, bedeutet ökonomisch steigende Massenarmuth und wachsende Verelendung immer breiterer Volksschichten.

„Durch die technische Entwicklung, das kolossale Anwachsen der Produktivkräfte erweist sich diese Form des Besitzes nicht nur als überflüssig, sondern es wird auch thatsächlich diese Form für die überwiegende Mehrheit des Volkes beseitigt, während gleichzeitig für die Form des

gemeinsamen Besitzes die nothwendigen geistigen und materiellen Vorbedingungen geschaffen werden. Der Uebergang der Arbeitsmittel in den gemeinschaftlichen Besitz der Gesamtheit des arbeitenden Volkes bedeutet also nicht nur die Befreiung der Arbeiterklasse, sondern auch die Erfüllung einer geschichtlich nothwendigen Entwicklung. Der Träger dieser Entwicklung kann nur das Klassenbewußte und als politische Partei organisierte Proletariat sein. Das Proletariat politisch zu organisiren, es mit dem Bewußtsein seiner Lage und seiner Aufgabe zu erfüllen, es geistig und physisch kampffähig zu machen und zu erhalten, ist daher das eigentliche Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Oesterreich, zu dessen Durchführung sie sich aller zweckdienlichen und dem natürlichen Rechtsbewußtsein des Volkes entsprechenden Mittel bedienen wird.

Das Programm der französischen Arbeiterpartei beginnt mit der Erklärung:

„Daß die Emancipation der produktiven Klasse die aller menschlichen Wesen ohne Unterschied des Geschlechts und der Klasse ist;

„daß die Produzenten nicht frei sein können, wenn sie nicht im Besitz der Produktionsmittel sind;

„daß es zwei Formen giebt, unter denen die Produktionsmittel ihnen gehören können:

„1. Die Form des individuellen Besitzes, die niemals eine allgemeine Thatsache war und die durch die industrielle Entwicklung immer mehr beseitigt wird;

„2. Die Form des Gemeinbesitzes, deren materielle und intellektuelle Elemente durch die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft selbst gebildet werden.“

Ueberall finden wir im Wesentlichen denselben Gedankengang, wie im Erfurter Programm. Es handelt sich also zunächst nicht um dessen besondere Form, sondern um die allgemeinen Anschauungen, die der internationalen sozialdemokratischen Bewegung zu Grunde liegen.

Eben wie diese Zeilen in Druck gehen sollen, veröffentlicht Bernstein im „Vorwärts“ (3. September) einen Artikel über „meine Stellung zum theoretischen Theil des Erfurter Programms“, in dem er sich bloß gegen die „heutige apodiktische Fassung“ einzelner seiner Sätze wendet. „Ich sage ihre heutige Fassung, weil ich — die Landfrage ausgenommen, trotzdem ihre bedingte Richtigkeit anerkenne. Und was die Landfrage anbetrifft, so ist da das letzte Wort noch nicht gesprochen.“

Das verräth kein bringendes Bedürfnis nach einer Programmrevision. So sagt er denn auch am Schlusse seines Artikels:

„Ueber meine Stellung zum theoretischen Theile des Parteiprogramms kann nach dem Vorhergehenden kein Zweifel sein. Würde die Abänderung des Programms auf der Tagesordnung stehen, so würde ich auch keinen Augenblick zögern, auf Wunsch eine Fassung desselben auszuarbeiten, die meinen Anschauungen entspricht. Aber von mir aus fühle ich mich nicht dazu veranlaßt. Nicht von mir ist die Programfrage in die Diskussion hinein-

gezogen worden. Ich würde sie erst dann für spruchreif halten, wenn sich in der Partei selbst die Ueberzeugung verbreitet hat, daß das Programm in seiner heutigen Fassung dem Glande der sozialen Erkenntnis und ihren propagandistischen Bedürfnissen nicht mehr entspricht. Bis dahin kann die Aufgabe der sich mit theoretischen Fragen beschäftigenden Schriftsteller nur darin bestehen, nach Maßgabe ihres Könnens für die Erweiterung der theoretischen Erkenntnis zu arbeiten."

Auch ich sehe in dem bisherigen Gange der Diskussion keine Veranlassung, die Fassung des Erfurter Programms einer Revision zu unterziehen. Könnte es aber zu einer solchen, so müßte vor Allem untersucht werden, ob die heutige Fassung wirklich das sagt, was Bernstein jetzt in sie hineinlegt.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß Bernsteins Kritik der sogenannten Zusammenbruchstheorie nicht nur daran leidet, daß sie die wirklichen Zusammenhänge nicht richtig deutet, sondern auch daran, daß sie die sozialdemokratische Theorie in einer Weise auffaßt, die nicht den in unserer Partei herrschenden Anschauungen entspricht. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch bei seiner Kritik der Fassung des Erfurter Programms.

Er sagt da unter Anderem:

"Ich kann also, um es kurz zusammenzufassen, die Sätze gerade so weit nicht unterschreiben, als sie den Sozialismus als das notwendige Resultat aus rein ökonomischen Vorgängen, als den Ausweg aus einem ökonomischen Zusammenbruch und die Alternative oder das Resultat eines gewaltigen Zusammenstoßes erscheinen lassen."

Nun frage ich, wo in dem Erfurter Programm von einem ökonomischen Zusammenbruch und einem gewaltigen Zusammenstoß die Rede ist? Die Stelle, in der dort von Sozialismus die Rede, lautet: „Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an den Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Waarenproduktion in sozialistische kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommenung werde."

Wo finden wir hier den Zusammenbruch, wo den Zusammenstoß? Ueber die Formen der Entwicklung zum Sozialismus sagt das Erfurter Programm gar nichts, aus dem einfachen Grunde, weil sich darüber nichts sagen läßt.

Das Erfurter Programm ist 1891 einstimmig von der mit seiner Abfassung betrauten Kommission angenommen worden. Zu dieser Kommission saß auch Vollmar, der auf demselben Kongreß seine Elaboratreden verteidigte. Glaubte Bernstein, Vollmar hätte der apodiktischen Fassung des Programms zugestimmt, wenn sie die Notwendigkeit eines gewaltigen Zusammenstoßes betonte?

Nein, darüber, auf welchem Wege der Sozialismus verwirklicht wird, ob durch friedliche Zusammenarbeit oder gewaltige Zusammenstöße, oder, wie wohl die meisten von uns annehmen, durch das eine und durch das andere, darüber spricht sich das Programm gar nicht aus.

Ein anderer Einwurf Bernsteins gegen die Fassung des Erfurter Programms steht und fällt mit seiner Auffassung des Begriffs der „ökonomischen Notwendigkeit", die er in dem erwähnten Artikel gleichsetzt der technischen Notwendigkeit und gegenüberstellt dem gesellschaftlichen Bedürfnis. Er wendet ein, daß „die Notwendigkeit der Vergesellschaftung der Produktion nicht aus der Betriebstechnik abgeleitet werden kann", als ob im Erfurter Programm ein Wort davon stünde! „Die betriebstechnische Entwicklung der Produktion ist nicht in dem Sinne ein dinglicher Faktor der sozialistischen Entwicklung, daß er aus sich heraus unmittelbar zur Vergesellschaftung triebre. Das geht vielmehr immer erst mittelbar vor sich, durch die Rücksicht auf weitere soziale oder gar politische Bedürfnisse; so bei der Post, bei den Eisenbahnen u."

Man vergleiche damit den oben zitierten Passus aus dem Erfurter Programm, der die Notwendigkeit des Sozialismus ableitet aus den Bedürfnissen der Arbeiterklasse, nicht den Bedürfnissen der Betriebstechnik, und man wird sehen, was es mit Bernsteins Bemängelung der ökonomischen Notwendigkeit auf sich hat.

An einer anderen Stelle des fraglichen Artikels wendet sich Bernstein gegen den Satz, die Umwandlung zum Sozialismus „kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein", und fühlt sich gedrungen, uns des Breiten auseinanderzusetzen, daß in der Partei neben Proletariern auch noch andere Elemente thätig sind, die ihr oft zum größten Vortheil gereichen.

Aber wenn diese Thatsache mit dem obigen Satze unvereinbar wäre, wie kommt es, daß alle einundzwanzig Mitglieder der Programmkommission, darunter eine Reihe „Akademiker" und „Kleinbürger", ihm zustimmten, daß auch Bernstein nichts an ihm anzusetzen fand? Stand er etwa damals auf dem Standpunkt, daß nur die schwächste Arbeiterfaust in der Sozialdemokratie etwas bedeuten dürfte? Wenn er also heute diesen Satz nicht unterschreiben kann, den er vor acht Jahren unterschrieb, so kann das nur daher rühren, daß er heute den Satz anders deutet, als damals. Früher wußte er ganz gut, daß der Satz sich nur auf die Klassen, nicht auf Individuen bezieht, daß er sagt, unter allen Klassen ist die Arbeiterklasse die einzige, die zum Sozialismus hindrängt. Wir kommen darauf im Folgenden noch zurück.

Wollte man also die Bernsteinschen Bemängelungen der Fassung des Programms untersuchen, müßte man zuerst sich darüber klar werden, ob es wirklich das sagt, was er jetzt daraus herausliest.

Im Einzelnen mißfällt Bernstein die apodiktische Fassung der Sätze vom Untergang des Kleinbetriebs, sowie der Hinweis auf die Annahme des Glücks, auf die Verschärfung der Klassengegenstände und auf die Krisen.

Brauchen wir nach dem Ausgeführten noch auseinanderzusetzen, daß wir diese Sätze mit gutem Gewissen aufrechterhalten können, wenn wir nicht Dinge in sie hineinlesen, die nicht darin stehen?

Der Passus über den Untergang des Kleinbetriebs ist vollständig richtig, wenn man die Entwicklung der gesamten Gesellschaft, nicht die einzelner Arbeitszweige in Betracht zieht. Was ist aber doch der für uns entscheidende Gesichtspunkt. Wie die „Verelendungstheorie“ aufzufassen, haben wir gesehen. Die zunehmende Verschärfung der sozialen Gegensätze glauben wir auch erwiesen zu haben. Wir kommen darauf noch zurück. Würden wir endlich den Passus streichen, der von den Krisen handelt, so liefen wir Gefahr, daß es uns geht, wie den Glückspilzen des heiligen preussisch-deutschen Reiches, denen Marx im Jahre 1872 den Strich prophezeite, und daß wir wie sie bitterer Erfahrungen bedürfen, die uns das nöthige Maß von Dialektik einpauken.

Doch kehren wir wieder zu der Bernsteinschen Schrift zurück. Dort handelt es sich nicht um die Fassung der einzelnen Sätze des Programms, sondern um jene Anschauungen, die jedem sozialdemokratischen Programm zu Grunde liegen. Unsere Gegner haben denn auch diese Schrift aufgefaßt als einen Bruch mit unsern Grundsätzen, als ein Anzeichen davon, daß die Sozialdemokratie irre wird an sich selbst. Und in der That ist die Konsequenz seiner Ausführungen nicht die, daß bloß die Fassung einzelner Sätze des Programms zu apodiktisch sei. Behauptet er doch, mitunter sehr apodiktisch, wie wir gesehen, daß die wirtschaftliche Entwicklung der modernen Gesellschaft keineswegs jene Richtung verfolgt, die Marx zeichnete, und die, Marx folgend, in den Programmen der Sozialdemokratie angenommen ist. Hat Bernstein recht, dann muß nicht bloß die Redaktion des einleitenden Theils unseres Programms fallen, sondern auch sein Inhalt.

Sein Schildnappe Herr, dem er bezeugt, er habe ihn besser verstanden, als seine Kritiker, erklärt denn auch in den „Deutschen Worten“ mit vollem Recht, daß er „mit dem Erfurter Programm meritorisch absolut nicht übereinstimmt.“

Das ist in der That die logische Konsequenz des Bernsteinschen Standpunkts.

Was wird aber dann aus den sozialistischen Forderungen, die unser Programm aus seinen einleitenden Sätzen ableitet?

Gewiß, diese Forderungen müssen nicht nothwendig damit hinfällig werden, daß ihre Begründung hinfällig wird. Man hat sehr oft richtige Anschauungen falsch begründet. Aber unmöglich kann eine Anschauung Anspruch darauf erheben, als richtig zu gelten, so lange sie nicht begründet ist.

Ich will gerne zugeben, daß man den Sozialismus noch anders begründen kann, als in marxistischer Weise.

Es hat zahlreiche Sozialisten vor und neben Marx gegeben, die sehr treffende und tiefgehende Begründungen ihrer sozialistischen Forderungen vorgebracht haben — aber Begründungen hatten sie alle.

Wohl hat Bernstein recht, daß „nicht die Auffassung von den Formen der tatsächlichen Entwicklung den Sozialisten macht“, sondern „die Auffassung von dem, was in der Gesellschaft sein soll, die sozialistische Meinung, das Wollen“ („Vorwärts“, 6. Mai 1899). Aber wenn dies Wollen als ein *sic volo* *sic jubeo* ohne jede Begründung auftritt, wird man einem derartigen Sozialismus große propagandistische Kraft nicht zutrauen. Ein solches Wollen kann die Grundlage eines Sozialismus abgeben, der Privatsache bleibt, nicht aber eines Sozialismus, um den eine große Partei sich krystallisiren soll.

Bernstein läßt, wie wir schon im ersten Kapitel gesehen, nicht einmal erkennen, ob der Sozialismus für ihn eine Nothwendigkeit ist oder bloß ein frommer Wunsch. Aber er läßt auch nicht erkennen, warum der Sozialismus auch nur wünschenswerth ist. Er verwirft seine rein ökonomische Begründung, wo ist aber die sie ersetzende?

Er bemerkt wohl gelegentlich (im „Vorwärts“, 26. März): „In der sozialistischen Bewegung ist das Rechtsbewußtsein, das Streben nach noch gerechteren Zuständen ein mindestens so wirkungsvoller und wichtiger Faktor wie die materielle Noth“, aber vergeblich sucht man bei ihm nach einem Grunde dafür, daß die sozialistische Gesellschaft „noch gerechter“ sei als die moderne, da er ja nur zeigt, daß die letztere gar nicht so ungerecht ist, als man annimmt. Und warum soll das „Rechtsbewußtsein“ (der Arbeiter, wie er später bemerkt) gerade zum Sozialismus treiben? Ich faßte das Wort Rechtsbewußtsein auf als Rechtsgefühl, als Drang nach Gerechtigkeit, als eine andere Bezeichnung des „Strebens nach gerechten Zuständen“. Bernstein aber belehrt mich, daß Rechtsbewußtsein das „Bewußtsein ist, daß ich das Recht auf meiner Seite habe“. Das ist freilich etwas Anderes, aber warum dies erhabene Bewußtsein nicht bloß zur Rechthaberei führt, sondern auch zu sozialistischem Denken, ist mir nicht klar. Die Sozialdemokraten werden freilich durch diese Art Rechtsbewußtsein an die Sozialdemokratie gekettet, aber man sollte meinen, daß ihre Gegner, auch in der Arbeiterklasse selbst, durch dasselbe Bewußtsein von ihr feragehalten werden.

An anderer Stelle weist Bernstein darauf hin, daß „es Klassenkampf bleibt, wenn nicht die äußerste materielle Noth, sondern die wachsenden Kulturansprüche der Arbeiter, ihr steigendes Kulturniveau und das zunehmende Bewußtsein ihrer Gleichberechtigung die Triebkraft der Arbeiterbewegung bilden.“

Ja, aber diese Faktoren, ebenso wie das obige „Rechtsbewußtsein“ bewirken allein bloß, daß es eine Arbeiterbewegung giebt, ein Streben der Arbeiter nach höherer Kultur und nach Gleichberechtigung, aber sie bieten noch keine Gründe dafür, daß diese Arbeiter der Ueberzeugung sein müssen, sie könnten die höhere Kultur und Gleichberechtigung nur durch Ueberwindung der kapitalistischen Produktionsweise und durch Aufhebung der kapitalistischen Eigentumsordnung erringen. Die Faktoren der Arbeiterbewegung, auf die Bernstein hier hinweist, erkennt Max Stirner auch an.

Andere Faktoren der Arbeiterbewegung werden wir vergeblich in dem Buche Bernsteins suchen. Die Nothwendigkeit oder auch nur Wünschbarkeit des Sozialismus wird aus seinem Buche nicht nur nicht klar, sondern im höchsten Grade zweifelhaft.

Die Einwände, die er gegen die Marx'sche Theorie des Kapitals erhebt, sie sind dieselben Einwände, die seit Langem die liberale Oekonomie gegen den Sozialismus überhaupt erhoben hat. Und so lange ich nicht eines Besseren belehrt werde, sehe ich keinen Grund, aus diesen Einwänden andere Konsequenzen zu ziehen, als die Liberalen gethan.

Wenn die größten Mißstände der kapitalistischen Produktionsweise bloß ihren Anfangsstadien eigenthümlich sind und in ihrem Fortschreiten sich verbessern, die Zahl der Besitzenden zunimmt, die sozialen Gegensätze sich immer mehr mildern, die Proletarier immer größere Aussicht haben, selbständig zu werden oder doch eine befriedigende Stellung zu erreichen, ja, wozu dann der Sozialismus? Soll er nicht ein sinnloser Sport sein, dann muß nicht bloß eine bestimmte Gesinnung, ein bestimmter Wille ihn tragen, sondern auch eine bestimmte Ueberzeugung von dem Gange der Entwicklung. Begle ich jene Anschauungen von der kapitalistischen Entwicklung, denen Bernstein in seinem Buche Ausdruck giebt, dann, das muß ich offen gestehen, hielte ich den Sozialismus für einen schweren Irrthum. Wäre es Bernstein gelungen, mich zu überzeugen, daß seine Einwände gegen die sozialistische Auffassung unserer Produktionsweise richtig sind, dann würde ich Professor Diehl zustimmen und sagen: Unser Platz ist nicht mehr in der Sozialdemokratie, sondern eher in der süddeutschen Volkspartei, oder, da ich mich von meiner Partei nicht trennen wollte, ich würde ihr vorschlagen, an Stelle des Erfurter Programms das Programm der Volkspartei zu setzen, das da für Arbeiterchutzesetze, Koalitionsfreiheit und Förderung des Genossenschaftswesens eintritt und erklärt, die Demokratie und die Emancipation der Arbeiterklasse bedingten sich gegenseitig. Was will Bernstein noch mehr?

Thatsächlich haben denn auch die verschiedenen Schattirungen des sozial-reformerischen Liberalismus Bernstein für sich reklamirt. Sie haben kein Recht, dies mit Bernstein als Parteimann zu thun. Ueber dessen Stellung ent-

scheidet sein Wille, seine Gesinnung. Und diese sind, wie er erklärt, nach wie vor sozialdemokratisch. Aber sie haben nach meiner Auffassung ein Recht, seine theoretischen Auseinandersetzungen für sich zu reflektiren, denn über deren Bedeutung entscheidet nicht der Wille oder die Gesinnung.

Zum Glück sind die Thatsachen der Wirklichkeit nicht derartige, daß durch dieses Recht der Liberalen unser „Rechtsbewußtsein“ auch nur die mindeste Einbuße zu erleiden brauchte.

III. Die Taktik.

a) Politik und Oekonomie.

Wir sind bei dem letzten Stadium der Bernsteinschen Kritik angelangt, demjenigen, das den breitesten Platz in seinem Buche einnimmt und uns doch am kürzesten beschäftigen wird. Hier wird die Zweifels-theorie, die früher auf Marx und Engels angewandt wurde, auf die Sozialdemokratie übertragen: Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust, die revolutionäre und die reformierende. Aber die erstere ist nur eine traditionelle; die zweite schöpft ihr Leben aus der wirklichen Gegenwart. Die revolutionäre Seele beherrscht nur noch die Worte der Sozialdemokratie, die reformierende ihre Thaten. Sie habe den Muth, zu scheitern, was sie ist, eine demokratisch-sozialistische Reformpartei, und sie wird alle Widersprüche in ihrem Innern los werden und den gefährlichsten Angriffen der Gegner die Spitze abbrechen.

Man sollte also meinen, Bernsteins Kritik richte sich hier gegen bloße Worte. Der Widerspruch, den er erfährt, rührt nicht von sachlichen Differenzen her, sondern theils von einer sinnlosen Freude an berausenden Phrasen, theils einer geistlosen Buchstabengläubigkeit, die es nicht vermag, sich zu selbständiger Auffassung der Dinge aufzuschwingen, sondern mechanisch die überkommenen Redensarten weiter nachredet.

Diese Auffassung ist sicher sehr schmeichelehaft für Bernstein und seine Anhänger in der Partei, die als die kühnen, selbständigen und verständigen Denker erscheinen gegenüber der stumpfsinnigen Masse der Gläubigen und den phantastischen Schaaren der Schwarmgeister. Aber man thut gut, die Gründe von Parteigegensätzen nicht in der mangelnden Intelligenz der Einen und der höheren Intelligenz der Andern zu suchen, sondern tiefer zu graben und nach Gegensätzen nicht nur der Worte und der Argumente, sondern auch der Dinge zu forschen.

Bernstein weist uns auf die Bedeutung des Genossenschaftswesens, der Gewerkschaften, des sogenannten Munizipal-Sozialismus hin. Kein Zweifel, daß auf allen diesen Gebieten Bedeutendes für den Emanzipationskampf des Proletariats geleistet werden kann und geleistet werden muß. Aber dagegen haben sich auch die entschiedensten Gegner Bernsteins nicht verschlossen. Parvus

hat sogar mehrfach der Leitung unserer Partei den Vorwurf gemacht, sie kümmere sich zu wenig um die Gewerkschaften, und die Konsumgenossenschaften gedeihen nirgends so sehr als in Sachsen, dem Lande, wo Bernstein am heftigsten angegriffen wurde.

Darüber herrscht also gar keine Meinungsverschiedenheit. Diese beginnt erst dort, wo es sich darum handelt, die Grenzen dessen festzustellen, was auf den einzelnen dieser Gebiete für den Befreiungskampf des Proletariats geleistet werden kann. Hier setzen die Gegensätze ein, Bernstein hat sie jedoch nur empfunden, nicht aber scharf zum Ausdruck gebracht. Er streift gelegentlich dies Problem des Sozialismus, läßt es jedoch immer wieder fallen. Die Frage nach der Leistungsfähigkeit von Genossenschaften, Gewerkschaften, Kommunalpolitik, hängt aber aufs Engste zusammen mit der Frage ihres Verhältnisses zur Staatspolitik.

Bernstein hat diese Frage nicht aufgeworfen, wohl aber einer seiner Anhänger, der schon erwähnte Dr. Woltmann, sowohl in einer Artikelserie der „Elberfelder Freien Presse“ über Bernsteins Buch, belittelt: „Zur Diskussion über Endziel und Bewegung“ (April 1899), als auch früher schon in einem Vortrag über „Politische und ökonomische Macht“ (gehalten zu Darmstadt, 22. Februar d. J.).

Hier wie dort vertritt er den Standpunkt, daß nur ökonomische Macht politische Macht verleiht. Das Streben des Proletariats nach politischer Macht ist also eitel, wenn es nicht vorher ökonomische Macht errungen hat durch gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation. Wenn es im Erfurter Programm heißt: „Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist notwendiger Weise ein politischer Kampf. Die Arbeiterklasse kann ihre ökonomischen Kämpfe nicht führen und ihre ökonomischen Organisationen nicht entwickeln ohne politische Rechte“, so bemerkt Woltmann dazu:

„Die Forderung ist ganz richtig, nur fragt es sich: wie kommt die Arbeiterklasse zu den politischen Rechten? Davon steht im Programm nichts. Man ist so naiv, dies im zweiten Theile vom Staat zu fordern. Auf Grund welcher Machttitel??“

„Der Satz müßte umgekehrt lauten: „Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist notwendig ein wirtschaftlich-politischer Kampf. Die Arbeiterklasse kann politische Rechte und Einflüsse nicht erringen ohne wirtschaftliche Organisationen.““

Es ist sicher sehr naiv, politische Rechte vom Staate zu fordern, aber leider vergißt Woltmann, uns anzudeuten, von wem sonst man politische Rechte fordern kann, als vom Staate und seinen Organen, der Regierung und dem Parlament. Gerade jetzt sind unsere belgischen Freunde wieder einmal so naiv, das allgemeine Wahlrecht vom Parlament und Regierung zu fordern, und nicht etwa von einem Konjunktivverein.

Aber auf Grund welchen Machtmittels fordern wir politische Rechte? Beherrscht nicht die Ökonomie die Politik, müssen wir nicht zuerst ökonomische Macht haben, ehe wir politische Macht erringen können? Die Arbeiterklasse, sagt Volkman, kann politische Rechte und Einflüsse nicht erobern ohne wirtschaftliche Organisationen.

Aber bedürfen diese nicht wieder politischer „Rechte und Einflüsse“, um sich entwickeln zu können? Was wird aus den Gewerkschaften und Genossenschaften ohne Koalitions- und Vereinsrecht? Hat nicht überall die Arbeiterklasse diese politischen Rechte erst erobern müssen, ehe sie an die Begründung ihrer wirtschaftlichen Organisationen gehen konnte? Und sind diese politischen Rechte in Osteuropa nicht heute noch den schlimmsten Anfechtungen ausgesetzt? Das Sozialistengesetz hat vor den Genossenschaften nicht Halt gemacht, und das Buchhausgesetz ist heute noch nicht zu den Toten geworfen.

Aber andererseits steht fest, daß die politische Macht in letzter Linie nur der Ausfluß ökonomischer Macht ist. Welch verhängnisvolle Zwickmühle! Ohne ökonomische Macht gelangen wir nicht zu politischen Rechten und ohne politische Rechte nicht zu ökonomischer Macht!

Zum Glück gibt es ein höchst einfaches Mittel, dieser Zwickmühle zu entkommen: man braucht bloß die Verwechslung von ökonomischer Macht und ökonomischer Organisation zu beseitigen, auf der das ganze Raisonnement Volkmanns beruht.

Behäbe das Proletariat nicht ökonomische Macht, so könnte es sicherlich nicht politische Rechte erringen. Die Grundlage seiner ökonomischen Macht ist aber die Rolle, die es im Produktionsprozeß spielt, und diese hängt nicht vom Gutdünken der Regierungen ab. Unenthaltbar sind Regierungen und Kapitalisten eifrig bemüht, die kapitalistische Produktionsweise rasch auszubehnen, das heißt aber die Masse des Proletariats rasch zu vermehren, es auf einzelnen Punkten zu konzentrieren, es zu schulen und zu organisieren — zunächst nur für die Produktion, aber die Organisation der Fabrik wirkt dann im Klassenkampf nach. Regierungen und Kapitalisten wirken vereint eifrig dahin, daß das ökonomische Leben der Nation immer mehr von der Lohnarbeiterschaft abhängt, und von ihr auch in dem Maße, in dem sie zum Bewußtsein ihrer Kraft kommt, immer mehr beherrscht wird.

Dieses Wachstum der ökonomischen Macht des Proletariats geht überall vor sich, in despotischen Ländern wie in demokratischen, in Rußland ebenso wie in der Schweiz, und daraus zieht die Arbeiterklasse die Kraft zu jenem unaufhaltbaren Siegeslauf, der den wichtigsten Inhalt der Geschichte unseres Jahrhunderts bildet. Wären Bernsteins Einwände berechtigt, ginge die Konzentration des Kapitals und damit des Proletariats nicht in der Weise vor sich, wie es bereits das „kommunistische Manifest“ annahm, dann könnte

das Proletariat sich noch so eifrig um seine ökonomischen Organisationen bemühen, die Regierungen und die Kapitalisten wären stark genug, mit ihnen fertig zu werden. Dagegen reißt sie sich auf in einem hoffnungslosen Kampfe, wenn der Feind, den sie bekämpfen, nach jeder Niederlage zahlreicher und geschlossener wieder ersteht und immer unentbehrlicher wird für sie selbst.

Das ist der Machttitel, auf Grund dessen die Arbeiterklasse vom Staate politische Rechte fordert, auf Grund dessen sie auch schon politische Rechte erlangt hat und weiterhin erlangen wird.

Daß sie aber diese politischen Rechte anwendet, um sich eine Organisation zu geben und ihre Macht dadurch noch weiterhin zu vermehren, das ist ganz selbstverständlich. Niemand hat noch je bestritten, daß ein Proletariat, welches gewerkschaftlich stramm organisiert ist, über reichliche Konsumvereine, über zahlreiche Druckereien, über eine weitverbreitete Presse verfügt, daß dieses auch an der Wahlurne und im Parlament ganz andere Erfolge erzielt, als ein Proletariat, dem alle diese Kampfmittel fehlen. Aber die grundlegende ökonomische Macht des Proletariats ist jene, die selbstthätig durch die ökonomische Entwicklung geschaffen wird. Und die höchste Form des Klassenkampfes, die allen anderen ihren Stempel aufdrückt, ist nicht der Kampf einzelner ökonomischer Organisationen, sondern der Kampf der Gesamtheit des Proletariats um die mächtigste der gesellschaftlichen Organisationen, den Staat, das ist also der politische Kampf. Er ist der in letzter Linie entscheidende.

Damit ist freilich keineswegs gesagt, daß das Verhältnis zwischen ökonomischem und politischem Kampfe zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen das gleiche sein muß, daß durch diesen stets die größten und raschesten Fortschritte der Arbeiterklasse erzielt werden, daß der Kampf um und durch die ökonomischen Organisationen immer in zweiter Linie stehen muß.

In der relativen Bedeutung von ökonomischem und politischem Kampfe läßt sich eine gewisse Fluktuation verfolgen, ähnlich der Wellenbewegung der kapitalistischen Industrie. So wie diese wechselt zwischen Prosperität und Krisis, so finden wir auch in der Politik Zeiten großer Kämpfe, raschen Fortschreitens auf politischem Gebiet — Zeiten politischer „Revolution“ — wechselnd mit Zeiten politischer Stagnation, in denen die Entwicklung der ökonomischen Organisationen, die soziale „Reform“ in den Vordergrund gerät. Und zwischen der einen und der anderen Wellenbewegung, der industriellen und der politischen, besteht nicht nur eine Ähnlichkeit, sondern auch ein Zusammenhang.

Die Zeiten der Prosperität sind naturgemäß jene, in denen die allgemeine gesellschaftliche Unzufriedenheit am geringsten, und das Streben, durch eigene Kraft sich emporzuarbeiten, am ausgiebigsten, das Bedürfnis nach Minderung des Staates am schwächsten. Nicht bloß die Kapitalisten, auch die

Arbeiter legen da geringeren Werth auf die Politik und größeren auf ökonomische Unternehmungen und Organisationen, die sofort greifbare Vortheile versprechen.

In der Krisis schwindet die Aussicht, auf dem Boden der reinen Oekonomie vorwärts zu kommen, die mächtigste ökonomische Potenz, der Staat muß helfen, des Staates muß man sich bemächtigen, um wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen, die gesellschaftliche Unzufriedenheit wächst, alle Gegensätze verschärfen sich und alles drängt auf den politischen Kampf hin.

Natürlich hängt die Intensität des politischen Kampfes und sein jeweiliges Zurücktreten hinter die rein ökonomische Thätigkeit nicht allein davon ab, ob eine industrielle Blüthe oder eine Krisis vorhanden. Andere Faktoren wirken darauf ein, je nachdem hemmend oder fördernd. Aber auf jeden Fall übt der wirtschaftliche Zyklus einen mächtigen Einfluß auf das Verhältniß zwischen Oekonomie und Politik.

Die Revolution von 1848 brach los während einer wirtschaftlichen Krisis. Zu den Ursachen, die nach der Niederlage ihr Wiederaufleben unmöglich machten, gehörte neben der Furcht der Bourgeoisie vor dem Proletariat, das sich im Innern so wehrhaft erwies, vor Allem die industrielle Blüthe, die 1850 eintrat. „Die industrielle Krisis“, schrieb 1885 Engels in seiner Einleitung zu den „Einführungen über den Kommunismusprozeß zu Köln“ (S. 15) „von 1847, die die Revolution von 1848 vorbereitet hatte, war überwunden; eine neue, bisher unerhörte Periode der industriellen Prosperität war angebrochen; wer Augen hatte zu sehen, und sie gebrauchte, für den mußte es klar sein, daß die Revolution von 1848 sich allmählig erschöpfte.“

Schon 1850 erklärten Marx und Engels in der Revue der „Neuen Rheinischen Zeitung“: „Bei dieser allgemeinen Prosperität, worin die Produktivkräfte der bürgerlichen Gesellschaft sich so üppig entwickeln, wie dies innerhalb der bürgerlichen Verhältnisse überhaupt möglich ist, kann von einer wirklichen Revolution keine Rede sein. Eine solche Revolution ist nur in den Perioden möglich, wo diese beiden Faktoren, die modernen Produktionskräfte und die bürgerlichen Produktionsformen, miteinander in Widerspruch gerathen.“

Die nächste Periode unerhörten wirtschaftlichen Aufschwungs trat 1871 ein. Aber sie schloß sich nicht wie die von 1850 an eine Mißlungene, sondern an eine höchst gelungene europäische Revolution an, vollzogen allerdings nicht durch Volkserhebungen, sondern durch dynastische Kriege. Noch zitterten die Ereignisse von 1866 und 1870/71 nach, der Sturz des österreichischen Absolutismus und des französischen Kaiserreichs, die Einigung Deutschlands und die Gewährung des allgemeinen Wahlrechts, endlich der Feldenkampf der Kommune, das waren Ereignisse, nicht darand angethan, bei den Arbeitern

das Interesse an der Politik einzufüllen, den Glauben an rasche Erfolge politischer Kämpfe zu lähmen und das Streben nach Erhebung durch rein ökonomische Thätigkeit in den Vordergrund zu drängen. Und so weniger, als die Zeit des Aufschwungs so kurz war und, dank der Reaktion nach 1849, das gewerkschaftliche und genossenschaftliche Leben kaum begonnen hatte.

So blieb für das Proletariat (mit Ausnahme Englands) der politische Kampf im Vordergrund, es blieb „revolutionär“.

Seit einigen Jahren sind wir abermals in einer Periode der Prosperität; aber diese ist länger andauernd als die von 1871; sie findet bereits stärkere wirtschaftliche Organisationen vor und sie fällt in eine schon länger andauernde Zeit politischer Stagnation, welche dadurch eine weitere Verstärkung erfährt.

Wir haben also eine ähnliche Situation wie 1850: politische Reaktion und industrieller Aufschwung. Aber dazwischen liegt ein halbes Jahrhundert kapitalistischer Entwicklung und proletarischer Klassenkämpfe, ein Menschenalter der Geltung der Koalitionsfreiheit. Wenn die Situation von 1850 ein völliges Aufhören jeder Arbeiterbewegung auf dem Festland Europas bedeutete, so bedeutet die von 1899 bloß, daß der ökonomische Kampf in den Vordergrund tritt, daß die arbeitenden Massen zu der Ansicht kommen, sie könnten durch gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation im Moment mehr erreichen, als durch politische Thätigkeit.

In dieser Situation liegt zum Theil die Stärke des Bernstein'schen Buches. Seine Betonung der praktischen ökonomischen Kleinarbeit entspricht einem tatsächlich vorhandenen Bedürfniß; sein Zweifel an der Wahrscheinlichkeit großer und rasch eintretender politischer Veränderungen — Katastrophen — entspricht den Erfahrungen der letzten Jahre. Den „Praktikern“ aber, die das Bernstein'sche Buch lesen, sind seine Theorien sehr gleichgültig; sie interessieren nur seine Ausführungen über Aufgaben und Bedingungen der Gegenwart.

Jedoch gerade darin, daß Bernstein's Buch einer besondern Situation entspricht, liegt auch seine Schwäche. Denn es will nicht von den Voraussetzungen unserer nächsten Fortschritte handeln, sondern von den „Voraussetzungen des Sozialismus“, nicht von den Aufgaben des heutigen Tages, sondern von den „Aufgaben der Sozialdemokratie“ im Allgemeinen.

Mit 1850 die Ära der Prosperität kam, zogen Marx und Engels daraus ihre Schlüsse für die Taktik der nächsten Jahre, aber sie warfen nicht sofort ihre aus dem Studium der gesamten kapitalistischen Entwicklung gewonnenen Ergebnisse in die Kumpelkammer. Wäre Bernstein aufgetreten und hätte erklärt, unter der heutigen Ära der Prosperität und der Reaktion ist auf politischem Gebiet nichts Großes zu erreichen, werfen wir uns, so lange das dauert, mit voller Kraft auf die reformirende Kleinarbeit in Gewerk-

schaften, Gemeinden, Genossenschaften etc., so hätte das volle Beachtung und vielfache Zustimmung in den Kreisen unserer Partei gefunden.

Aber Bernstein erklärt den augenblicklichen ökonomischen und politischen Zustand für den Normalzustand der Gesellschaft, erklärt die politische Stagnation für ein langsames, aber sicheres Fortschreiten auf dem Wege der Demokratie und der Sozialreform, denkt sich die heutige unerhörte Prosperität ins Endlose verlängert und gelangt so zu einem Optimismus in der Auffassung des Entwicklungsgangs von Staat und Gesellschaft, der völlig haltlos ist und zusammenbrechen muß, sobald politische Stagnation und ökonomische Prosperität ein Ende haben.

Was Bernstein als Gegensatz von traditioneller revolutionärer Phrase und wirklicher reformirender Gesinnung erscheint, ist zum Theil nichts anderes, als der Gegensatz zwischen einer Auffassung, die aus der Gesamtheit der bisherigen Erscheinungen unserer Produktionsweise geschöpft ist, und einer, die nur eine ihrer Phasen in Betracht zieht.

Er spricht von einer „auf Katastrophen zugespitzten Taktik“. Wo er eine solche in der deutschen Sozialdemokratie findet, verräth er nicht. Thatsächlich ist, gerade durch ihre theoretische Basis, nichts anpassungsfähiger, als die Taktik der Sozialdemokratie. Sie ist auf jede Eventualität gerüstet und auf kein bestimmtes Tempo der Entwicklung angewiesen. Sie rechnet mit der Krise wie mit der Prosperität, mit der Reaktion wie mit der Revolution, mit Katastrophen und mit langsamer, stetiger Entwicklung. In dieser Anpassungsfähigkeit der Sozialdemokratie liegt größtentheils ihre Lebenskraft. Sie hat keine Ursache, sie zu beeinträchtigen durch Zuspitzung ihrer allgemeinen Taktik auf eine besondere Situation, nicht durch Zuspitzung ihrer Taktik auf Katastrophen, aber auch nicht durch ihre Zuspitzung auf die friedliche Kleinarbeit für alle Zeiten. Ihr frommt ebenso wenig eine Taktik, die von Krisen, Katastrophen, Revolutionen grundsätzlich abieht, wie eine Taktik, die auf dergleichen spekulirt. Sie nutzt jede Situation aus und bindet sich nie im Voraus die Hände.

b) Selbständige oder unselbständige Politik?

Hinter dem Gegensatz von überlebter revolutionärer Phrasologie und thatsächlicher demokratisch-sozialistischer Reformbewegung scheint mir, wie eben erwähnt, der Gegensatz einer allgemeinen, umfassenden Anschauung der kapitalistischen Produktionsweise und einer, auf augenblickliche Erscheinungen basirten und Augenblicksbedürfnissen dienenden zu stehen.

Aber nicht dieser allein, sondern noch ein zweiter, praktisch viel wichtiger. Denn der erstere wird vornehmlich nur auf dem Gebiet der Pro-

paganda sich geltend machen, der zweite auch in unserem praktischen Handeln.

Es ist der Gegensatz von selbständiger und unselbständiger Klassenpolitik.

Soll das Proletariat sich als eine selbständige Klassenpartei organisiren oder soll es mit anderen Klassen zusammen eine große demokratische Partei bilden?

Man sollte glauben, diese Frage wäre schon im kommunistischen Manifest theoretisch, seit Lassalles Auftreten für Deutschland praktisch gelöst. Aber sie taucht wieder von Neuem auf in einer neuen Form. Heute handelt es sich dabei nicht mehr um die Sozialdemokratie als Propagandagesellschaft, sondern als politischer Machtfaktor ersten Ranges. Und sie kann fast nirgends mehr lauten: sollen die Proletarier die Sozialdemokratie aufgeben, um sich der bürgerlichen Demokratie anzuschließen, sondern nur noch: sollen wir Programm und Taktik der Sozialdemokratie derartig gestalten, daß sie allen demokratischen Klassen oder Schichten geöffnet ist?

Um Klassen und Schichten handelt es sich, nicht um Individuen. Daß der Sozialdemokratie Jeder willkommen ist, welcher Klasse immer er entstammen mag, der bereit ist, den Klassenkampf des Proletariats mitzukämpfen, ist selbstverständlich. Die Frage ist die, ob die Sozialdemokratie auch den Klasseninteressen nichtproletarischer Klassen dienstbar gemacht werden soll.

Ihre Bejahung wird aufs Heiße von den weiter blickenden Elementen der bürgerlichen Demokratie, die in rapidem Verfall ist und nur in einer derartigen „Mauserung“ der Sozialdemokratie, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, eine machtvolle Auferstehung erwarten darf. Sie wird aber auch gewünscht von manchen Elementen unserer Partei, die darin das sichere Mittel sehen, sie raschest groß und weit eher regierungsfähig zu machen, als sonst zu erwarten wäre. Diese Elemente schaaren sich um Bernstein, und in der That bietet ihnen sein Buch eine Reihe von Argumenten, so die Unterschätzung der proletarischen Klassensolidarität und des Klassengegenjages zwischen Arbeiter und Bourgeois; der Hinweis auf die Demokratie, die prinzipiell die Aufhebung der Klassenherrschaft bedeute; die Mahnung, in Kriegserklärungen an den Liberalismus vorsichtig zu sein; die Bevorzugung der jetzigen Taktik der englischen Arbeiter vor der der Chartisten.

Ich habe in meiner Kritik des Bernsteinischen Buches im „Vorwärts“ wie in der „Neuen Zeit“ bereits darauf hingewiesen, daß seine Stellung zum Klassenkampf eine dunkle. „Nur eines geht aus seinen Ausführungen hervor, das Bestreben, die Klassensolidarität der Proletarier untereinander und ebenso den Klassengegenjag zwischen ihnen und den Kapitalisten recht gering erscheinen zu lassen“ (Neue Zeit, XIII, 2, S. 70).

Bernstein sieht in diesem Satz eine „schwere Anklage“ (a. a. O. S. 578). Ich sehe darin bloß die Konstatierung einer Thatsache. Ich habe doch nicht behauptet, daß Bernsteins Ausführungen nicht seiner Ueberzeugung entsprechen, man kann aber sehr wohl die Ueberzeugung haben, daß die Klassenolidarität des Proletariats eine geringe sei und doch ein sehr ehrenwerther Mann bleiben. Es handelt sich auch nicht um „sittliche Entrüstung und dogmatische Abkantung“, sondern um die Untersuchung der Frage, ob die Thatsachen der Bernsteinschen Auffassung entsprechen oder nicht.

Er sagt z. B. auf Seite 89: „Ich habe bei einer früheren Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß die moderne Lohnarbeiterchaft nicht die gleichgeartete, in Bezug auf Eigenthum, Familie zc. gleich ungebundene Masse sei, die das kommunistische Manifest voraussetzt, daß sich gerade in den vorgeschrittensten Fabrikindustrien eine ganze Hierarchie differenzirter Arbeiter finde, zwischen deren Gruppen nur ein mäßiges Solidaritätsgefühl bestehe.“

Wohl erkennt er an, daß es zwischen der Arbeiteraristokratie und den unteren Proletarierschichten gewisse Sympathien giebt, die auch in England nicht fehlen. „Aber zwischen solcher politischen oder sozialpolitischen Sympathie und ökonomischer Solidarität ist noch ein großer Unterschied, den starker politischer und ökonomischer Druck neutralisiren mag, der aber in dem Maße, als dieser Druck hinwegfällt, sich schließlich immer wieder in der einen oder anderen Weise bemerkbar machen wird. Es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß England hier prinzipiell eine Ausnahme macht. In anderer Form zeigt sich heute in Frankreich dieselbe Erscheinung. Ähnlich in der Schweiz, den Vereinigten Staaten, und, wie gesagt, bis zu einem gewissen Grade auch in Deutschland.“

Daraufhin erwiderte ich, daß England allerdings eine Ausnahme mache. Kämpfe rivalisirender Gewerkschaften untereinander um bestimmte Arbeitsgebiete seien eine England eigene Erscheinung. Dem entgegnet er, daß solche Kämpfe in England zum großen Theile beseitigt seien und — daß auch Deutschland seine „aus der wirtschaftlichen Differenzirung erwachsenden oder auf wirtschaftlichen Interessenkonflikten beruhenden Kämpfe von Arbeiter gegen Arbeiter“ aufzuweisen hat. „An gewissen Orten stehen sich noch zentralistische Gewerkschaften und Lokalorganisation, in einzelnen Industriezweigen Industrieverband und Fachverein konfrontirend gegenüber.“

Darauf habe ich nur zu bemerken, daß das Aufhören der Kämpfe von Gewerkschaft gegen Gewerkschaft in England nichts gegen mich bewiese, der ich solche Kämpfe für Ausnahmen erklärt hatte. Uebrigens deutet die jüngste Ausschließung der großen Gewerkschaft der Vereinigten Maschinenbauer vom Gewerkschaftskongreß wegen Streikbrecherei gerade nicht ein Aufhören der gewerkschaftlichen rivalitäten in England an. Was aber die Rivalitäten zwischen

zentralisirten und lokalorganisirten Gewerkschaften, sowie zwischen Fachvereinen und Industrieverbänden anbelangt, so beruhen sie auf allem andern, als auf Mangel an Solidaritätsgefühl oder auf Interessenkonflikten zwischen den Arbeitern verschiedener Industriezweige. Die Kämpfe, auf die Bernstein hier anspielt, entspringen theils aus Meinungsverschiedenheiten über die beste Organisationsform, theils aus Kompetenzkonflikten, keineswegs aber aus Interessengegensätzen. Man muß wirklich schon sehr in Verlegenheit um andere Beweise sein, wenn man diese Erscheinungen als Beleg dafür ansieht, daß zwischen einzelnen Gruppen der Arbeiter „nur ein mäßiges Solidaritätsgefühl besteht“.

Aber, fragt Bernstein, was wird bei dieser Solidarität aus dem historischen Materialismus und der Dialektik? Da haben wir Arbeiter der verschiedensten Branchen und Einkommensstufen. „Ist es nicht die nächstliegende Folgerung des historischen Materialismus, daß sich Unterschiede in Lebensstellung und Lebensweise auch in der Denkweise und dem gegenseitigen Verhältnis der betreffenden Schichten zu einander geltend machen? Und entspricht eine solche Annahme nicht gerade der dialektischen Betrachtungsweise?“

Wie dialektisch und materialistisch Bernstein plötzlich wird! Aber daß Unterschiede in der Denkweise der verschiedenen Arbeiterschichten vorkommen, habe ich nie geleugnet; es handelt sich jedoch darum, ob diese Unterschiede derartige sind, daß sie dem allen gemeinsamen Gegensatz gegen das Kapital entgegenwirken und so die proletarische Solidarität aufheben oder doch schwächen.

Etwas derartiges, behaupte ich, tritt nur dort ein, wo Proletarier eine privilegierte Stellung einnehmen. Das ist aber stets nur eine Ausnahme und nirgends eine dauernde Ausnahme. Das Kapital selbst trachtet, jedes Privilegium der Bildung, der Geschicklichkeit, der Organisation der Arbeiter zu überwinden und zu brechen, und früher oder später gelingt es ihm auch. Eine Schicht nach der anderen von jenen Arbeitern, die sich etwas Besseres zu sein dünken als Proletarier, wird herabgedrückt auf die gleiche Stufe mit den andern und wird zum Bewußtsein der Solidarität mit der Gesamtmasse gebracht. Dieser Prozeß vollzieht sich vor unseren Augen und die Zänkereien zwischen lokalen und zentralen Organisationen beweisen nicht das Mindeste dagegen.

Bernstein meint, zwischen politischer oder sozialpolitischer „Sympathie und ökonomischer Solidarität ist noch ein großer Unterschied, den starker politischer und ökonomischer Druck neutralisiren mag, der aber in dem Maße, als dieser Druck hinwegfällt, sich schließlich immer wieder in der einen oder anderen Weise bemerkbar machen wird. Es ist ein großer Irrthum, anzunehmen, daß England hier prinzipiell eine Ausnahme macht“ (S. 90).

Ja, daß die proletarische Solidarität ein Ende nimmt, wenn politischer und ökonomischer Druck aufhört, das will ich nicht bestreiten; sie ist ja gerade ein Ergebnis dieses Druckes. Ich gebe auch gerne zu, daß dort, wo starker

politischer und ökonomischer Druck zusammenfallen, das Gefühl der Solidarität in der Regel noch gesteigert werden wird, aber der starke ökonomische Druck der Kapitalistenklasse auf das Proletariat, ist der nicht eine Lebensbedingung der kapitalistischen Ausbeutung? Entspringt nicht gerade daraus der Klassen-gegensatz zwischen beiden? Ob ich behaupte, Verstein erscheint der Klassen-gegensatz zwischen Proletariat und Kapital weniger scharf, als er in Wirklichkeit der Fall, oder ob ich sage, der Druck der Kapitalistenklasse erscheine ihm geringer, das kommt wohl auf das Gleiche hinaus.

Eng verwandt mit dieser Anschauung ist die, die Demokratie sei „prinzipiell die Aufhebung der Klassenherrschaft, wenn sie auch noch nicht die faktische Aufhebung der Klassen ist“ (S. 126). Man kann „Demokratie mit Abwesenheit von Klassenherrschaft übersehen, als Bezeichnung eines Gesellschaftszustandes, wo keiner Klasse ein politisches Privilegium gegenüber der Gesamtheit zusteht“ (S. 122).

Wir wollen absehen von der Frage, ob man die Demokratie passend einen „Gesellschaftszustand“ nennen kann, aber sicher ist es, daß die Definition der Demokratie als einer Organisationsform, in der keiner Klasse ein politisches Privilegium zusteht, eine sehr einseitige ist. Die Rechtsgleichheit ist ein Charakteristikum, aber nicht das Charakteristikum der Demokratie. Verstein kann der Uebersetzung des Wortes Demokratie mit Volksherrschaft keinen Geschmack abgewinnen, denn damit wird „nur eine ganz äußerliche, rein formale Definition gegeben, während fast Alle, die heute das Wort Demokratie gebrauchen, darunter mehr wie eine bloße Herrschaftsform verstehen.“

Mehr als bloße Herrschaftsform — aber doch Herrschaftsform. Und der Begriff der Volksherrschaft schließt den der Rechtsgleichheit in sich, während das Umgekehrte nicht der Fall ist. Auch in der römischen Kaiserzeit finden wir Rechtsgleichheit aller Klassen, keiner stand ein politisches Privilegium zu, Alle waren politisch gleich rechtlose römische Bürger. Und ein anarchischer Gesellschaftszustand bedingt auch Abwesenheit aller politischen Privilegien, und doch wollen die Anarchisten, und von ihrem Standpunkt mit Recht, von der Demokratie nichts wissen, eben deswegen, weil sie eine Herrschaftsform ist. Sie ist die Form der Herrschaft der Majorität.

Dabei bedeutet aber, wie auch Verstein nicht leugnen kann, die Demokratie nicht die faktische Aufhebung der Klassen. Bei gleichem Gesellschaftszustand bleiben die Klassen, ihre Gegensätze und ihre ökonomischen Machtmittel in der Demokratie dieselben wie unter einem politischen System der Herrschaft der Minderheit. Warum soll also die Demokratie im Prinzip gleichbedeutend sein mit der Aufhebung der Klassenherrschaft? Sie bedeutet die Herrschaft jener Klassen, welche die Mehrheit bilden oder welche die Mehrheit ökonomisch oder intellektuell in Abhängigkeit von sich halten.

Sicher ist die Demokratie die unentbehrliche Vorbedingung der Aufhebung der Klassenherrschaft, aber deswegen, weil sie die einzige politische Form bildet, in der das Proletariat zur Klassenherrschaft kommen kann, die es, als unterste Klasse, naturgemäß dazu benutzen muß, alle Klassenunterschiede aufzuheben. Ohne Klassenherrschaft des Proletariats keine Aufhebung der Klassen.

Verstein aber grant es vor dieser Klassenherrschaft, er sucht daher in der Demokratie das Mittel, das die Klassenherrschaft „im Prinzip“ aufhebt und dadurch die des Proletariats überflüssig macht.

Er findet, daß der „Gedanke der Unterdrückung des Individuums durch die Mehrheit dem modernen Bewußtsein unbedingt widerstrebt. Wir finden heute die Unterdrückung der Minderheit durch die Mehrheit undemokratisch. In der Praxis hat sich gezeigt, daß je länger in einem modernen Staatswesen demokratische Einrichtungen bestanden, um so mehr die Achtung und Berücksichtigung der Rechte der Minderheiten zunahm und die Parteikämpfe an Gehässigkeit verlieren“ (S. 123, 124).

Wo diese „Praxis“ zu finden, sagt er uns nicht. Auch hier, wie gegenüber der Prosperität, finden wir, daß Verstein als allgemeines Gesetz der modernen Entwicklung angiebt, was eine Augenblicksercheinung ist, und zwar im vorliegenden Falle in einem einzelnen Lande, in England.

Dort herrscht momentan politische Wuthille. Die Unterschiede zwischen den beiden großen Regierungsparteien gleichen sich immer mehr aus und der Kampf zwischen England und Irland hat in den letzten Jahren an Schärfe verloren. Es ist allerdings noch nicht lange her, daß das „moderne Bewußtsein“ der Engländer den grausamsten Mißhandlungen ihrer kühnen Gegner „unbedingt“ zustimme, und daß diese mit Dolk und Duanit antworteten. Seitdem Gladstone vor den Iren kapitulirte, hat jedoch diese Art des Kampfes ein Ende genommen.

Aber daß die Engländer der Unterdrückung der Minderheiten oder der Schwächeren durchaus nicht unbedingt widerstreben, zeigen sie in ihrer Kolonialpolitik, in Ostafrika, im Sudan, in Indien. Und das demokratische Amerika? Wie lynchte es seine Regier mit größerer Wollust als jetzt, wie wurden Streikende leichtfertiger niedergeschossen als jetzt, wie zeigten sich die Amerikaner blutdürstiger und tyrannischer gegenüber den Minderheiten. Der Krieg gegen die Filipinos wird ihre Sitten nicht verbessern.

Oder zeigt uns das demokratische Frankreich, daß die Parteikämpfe an Gehässigkeit verlieren, das Individuum höher geschätzt wird und die politische Entwicklung immer mildere Formen annimmt? Von Oesterreich und Italien nicht zu reden, die ja durch ihr Wahlrecht auch schon einigermaßen in die demokratischen Staaten rangiren.

Über wozu in die Ferne schweifen? Was finden wir im Deutschen Reich nach einem Menschenalter der Geltung des allgemeinen Wahlrechts? Die Buchtaubvorlage und eine Gerichtspraxis, die brastisch inskribiert wird durch das Lössener Urtheil!

Bernstein weist den Gedanken einer Diktatur des Proletariats entkräftet zurück. Ob man mit Elementen nach der Art der preussischen Junker, der Stamm und Reihnenänner, der Rockefeller und Jay Gould, der höheren und niederen Banditen, die sich um den französischen Generalstab sammeln, und anderer nach einer schnelligen Politik listerner Patrone auf dem Wege vollster Achtung vor ihrer Individualität fertig wird, erscheint mir etwas fraglich. Und nichts deutet darauf hin, daß die Gegensätze sich mildern und abschleifen. Im Gegentheil! Ich will nicht darauf schwören, daß die Klassenherrschaft des Proletariats die Formen einer Klassendiktatur annehmen muß. Aber daß die demokratischen Formen bereits genügen, die Klassenherrschaft des Proletariats für seine Emanzipation überflüssig zu machen, wird durch die bisherige Praxis und ihre weiteren Aussichten keineswegs bewiesen.

Man mißverstehe mich nicht. Es fällt mir nicht ein, zu leugnen, daß unter sonst gleichen Umständen die Demokratie mit ihren Freiheiten und ihrer klaren Einsicht in die Machtverhältnisse der verschiedenen Parteien und Klassen am ehesten geeignet ist, überflüssige Verschärfungen des Klassenkampfes fernzuhalten. Das hat die Sozialdemokratie stets anerkannt. Aber es handelt es sich hier nicht, sondern nur die Frage, ob die Demokratie der wenigstens aus der ökonomischen Entwicklung eintretenden Verschärfung der Klassengegensätze in einer Weise entgegenwirken kann, daß sie die Klassenherrschaft des Proletariats überflüssig macht. Dagegen sprechen sowohl Theorie wie Praxis.

Die Entscheidung über das Problem der proletarischen Diktatur können wir wohl ganz ruhig der Zukunft überlassen. Auch da brauchen wir uns nicht die Hände zu binden. Aber es hat insofern für die Gegenwart eine Bedeutung, als von unseren Erwartungen über das Aufhören der Klassenherrschaft in der Demokratie unser Festhalten an der selbständigen Klassenorganisation des Proletariats bestimmt wird.

Noch mehr muß darauf Einfluß haben unsere Stellung zum Liberalismus.

Bernstein empfiehlt uns, „in Kriegserklärungen gegen den Liberalismus etwas Maß zu halten. Es ist ja richtig, die große liberale Bewegung der Neuzeit ist zunächst der kapitalistischen Bourgeoisie zu Gute gekommen und die Parteien, die sich den Namen liberal zulegte, waren oder wurden im Verlauf reine Schutzgarden des Kapitalismus. Zwischen diesen Parteien und der Sozialdemokratie kann natürlich nur Gegnerschaft herrschen. Was aber den Liberalismus als weltgeschichtliche Bewegung anbetrifft, so ist der Sozialismus nicht nur der Zeitfolge, sondern auch dem geistigen Gehalt nach sein legitimer Erbe, wie sich

das übrigens auch praktisch bei jeder prinzipiellen Frage zeigt, zu der die Sozialdemokratie Stellung zu nehmen hatte. Wo irgend eine wirtschaftliche Forderung des sozialistischen Programms in einer Weise oder unter Umständen ausgeführt werden sollte, daß die freiheitliche Entwicklung dadurch ernsthaft gefährdet erschien, hat die Sozialdemokratie sich nie gescheut, dagegen Stellung zu nehmen. Die Sicherung der staatsbürgerlichen Freiheit hat ihr stets höher gestanden, als die Erfüllung irgend eines wirtschaftlichen Postulats. Die Ausbildung und Sicherung der freien Persönlichkeit ist der Zweck aller sozialistischen Maßregeln, auch derjenigen, die äußerlich sich als Zwangsmaßregeln darstellen. . . . Die (französische) Verfassung von 1793 war der folgerichtige Ausdruck der liberalen Ideen der Epoche, und wie wenig sie dem Sozialismus im Wege war oder ist, zeigt ein flüchtiger Durchblick ihres Inhalts. Babeuf und die Gleichen sahen denn auch in ihr einen trefflichen Anknüpfungspunkt für die Verwirklichung ihrer kommunisistischen Bestrebungen und schrieben demgemäß die Wiederherstellung der Konstitution von 1793 an die Spitze ihrer Forderungen. Was sich später als politischer Liberalismus gab, sind Abschwächungen und Anpassungen, wie sie den Bedürfnissen des kapitalistischen Bürgerthums nach Sturz des alten Regimes entsprachen oder genügten, gerade wie die sogenannte Manchesterlehre nur eine Abschwächung und einseitige Darstellung der von den Klassikern des wirtschaftlichen Liberalismus niedergelegten Grundsätze war. Thatsächlich giebt es keinen liberalen Gedanken, der nicht auch zum Ideengehalt des Sozialismus gehörte. Selbst das Prinzip der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit, das anscheinend so ganz und gar manchesterlich ist, kann meines Erachtens vom Sozialismus weder theoretisch negiert, noch unter irgend denkbaren Umständen außer Wirksamkeit gesetzt werden“ (S. 129, 130).

Das „Prinzip der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit“ in allen Ehren, ebenso die „staatsbürgerliche Freiheit“ und „die Ausbildung und Sicherung der freien Persönlichkeit“, aber mit diesen Prinzipien und Freiheiten erscheint mir das Wesen des Liberalismus nicht ganz erschöpft. Wir haben ihn doch ebenso wie den Sozialismus als bestimmte historische Erscheinung aufzufassen und nicht etwa als jenseits von Zeit und Raum stehende Freiheitsformel. Wenigstens ist jener Liberalismus, gegen den die Sozialdemokratie Kriegserklärungen losschleudert, eine sehr konkrete Erscheinung: die liberalen Parteien, von denen Bernstein selbst sagt, daß sie „reine Schutzgarden des Kapitalismus“ sind. Aber auch der Liberalismus in seiner reinsten Gestalt, das Ideal der Mehrzahl der Denker der Aufklärungsphilosophie, ist in seinem sozialen Inhalt nichts weniger als sozialistisch, weder direkt noch auch nur indirekt, in seinen Konsequenzen. Anders steht es freilich mit dem politischen Inhalt des Liberalismus, der Demokratie. Die muß der Sozialismus selbstverständlich acceptiren, aber seit wann macht die Sozialdemokratie in Kriegserklärungen an die demokratischen Ideen? Der ganzen Argumentation Bernsteins liegt hier das Zusammenwerfen von Demokratie mit ökonomischem Liberalismus zu Grunde, wie seine Berufung auf die Konstitution von 1793 und Babeuf klar beweist.

Der ökonomische Gehalt des Liberalismus entspricht den Bedürfnissen der entwickelten Warenproduktion. Das Grundrecht, das er fordert, ist das volle, uneingeschränkte Recht des Privateigentums, nicht bloß an Konsumtions-, sondern auch an Produktionsmitteln; die Grundfreiheit, die er fordert, ist die Freiheit, zu produzieren und zu verkaufen, das laissez faire, laissez passer — welches Prinzip nicht auf „einer Abschwächung und einseitigen Darstellung der von den Klassikern des wirtschaftlichen Liberalismus niedergelegten Grundsätze“ beruht, sondern bereits von den ersten derselben, den Physiokraten, formuliert wurde.

Auch die Verfassung von 1793, obwohl sie der Schreckensherrschaft der untersten Volksmassen entsprang, erkannte diese zwei Grundzüge des Liberalismus an. Sie erklärte: „Das Eigentumsrecht ist das jedem Staatsbürger zustehende Recht, nach Belieben (*à son gré*) über seine Güter, sein Einkommen, die Früchte seiner Arbeit und seines Fleißes zu verfügen. . . . Keine Art der Arbeit, der Bodennatur, des Handels kann den Staatsbürgern verweigert werden.“ Anders hatte der Verfassungsentwurf gelaute, den Robespierre den Jakobinern vorgelegt hatte. Da hieß es: „Das Eigentumsrecht ist das Recht jedes Staatsbürgers, über jenen Teil der Güter zu verfügen, den das Gesetz ihm gewährt. Das Eigentumsrecht ist, wie jedes andere Recht, beschränkt durch die Verpflichtung, die Rechte Anderer zu achten. Es darf weder die Sicherheit, noch die Freiheit, noch die Existenz, noch das Eigentum der Mitmenschen bedrohen. Jeder Besitz, jeder Erwerb, der diesen Grundsatz verletzt, ist unerlaubt (*illégitime*) und unmoralisch.“

So der gewiß nicht sozialistische Robespierre.

Und Babeuf soll geglaubt haben, in den ökonomischen Grundsätzen der Verfassung von 1793 treffliche Ansatzpunkte zur Einführung der Gütergemeinschaft zu finden?

Davon war gar keine Rede.

Aber die Konstitution von 1793 enthielt nicht nur die Anerkennung des Privateigentums und des laissez faire, sie enthielt auch eine demokratische Organisation des Staates, die in der Verfassung von 1795 wieder beseitigt wurde. Sie enthielt vor allem das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, an dessen Stelle die letztere Verfassung die Zensurwahl und indirekte Wahlen setzte. Und deshalb verlangte Babeuf die Ersetzung der Verfassung von 1795 durch die von 1793. Er verlangte ihre Wiederherstellung, weil sie, wie es in einem seiner Plakate heißt, „allen Bürgern das unveräußerliche Recht sicherte, über die Gesetze abzustimmen, die politischen Rechte auszuüben, sich zu versammeln, zu fordern, was sie für notwendig halten, sich zu unterrichten, nicht Hungers zu sterben — Rechte, welche der gegenrevolutionäre Akt von 1795 durchgängig und offenkundig verletzt hat“ (zitiert von G. Deville in seinem „Gracchus

Babeuf“, deutsch von Bernstein, S. 24). In derselben Schrift sagt Deville weiter (S. 26): „Weit entfernt, notwendiger Weise zum Kommunismus zu führen, wie der phantastische Geschichtsschreiber G. v. Sybel behauptet, erklärte die Konstitution von 1793 das Eigentum für ein absolutes Recht, proklamierte sie die volle Unabhängigkeit für Industrie und Handel. Wenn Kommunisten wie Babeuf vor Allen ihre Einführung verlangten, so deshalb, weil sie zwar den Gemeinschaftlichkeitszustand, nach dem sie strebten, nicht aus den Augen verloren, aber der Ueberzeugung waren, daß die Revolution nur bis zum 9. Thermidor (1794) ihren wahrhaften Weg genommen habe und daß sie sie daher, um ihr das zu geben, was sie für ihren natürlichen Abschluß hielten, an dem Punkte wieder aufnehmen mußten, wo sie an jenem Tage angelangt war.“

Babeuf und die Gleichen forderten also die Verfassung von 1793 wegen ihres demokratischen Inhalts, trotz, nicht wegen ihres ökonomischen Liberalismus. Sich auf Babeuf und diese Verfassung berufen zum Beweis dafür, daß der Liberalismus dem Sozialismus nicht im Wege steht, daß, wie Bernstein sich einmal ausdrückt, der Liberalismus ein „Gesellschaftsprinzip ausdrückt, dessen Vollenbung der Sozialismus sein wird“ (S. 132), heißt doch sich die Thatfachen der Geschichte gar zu bequem zurechtlegen.

Viel schlechter als Babeuf und die „Gleichen“ kommen die Chartisten bei Bernstein weg und doch waren sie gegen jene die reinen Waisenkinder: hier der Versuch, durch eine Verschwörung in den Kommunismus hineinzuspringen, dort die Forderung des allgemeinen Wahlrechts und des Jahresumbenags. Trotzdem finden sie nicht den Beifall Bernsteins, denn sie wollten ihre Ziele erreichen unabhängig vom, ja im Gegensatz zum „radikalen Bürgerthum“.

Er bemerkt, je mehr die Sozialdemokratie sich entschließt, das scheinen zu wollen, was sie ist — eine demokratisch-sozialistische Reformpartei —, um so mehr werden auch ihre Aussichten wachsen, politische Reformen durchzusetzen. „Die Furcht ist gewiß ein großer Faktor in der Politik, aber man täuscht sich, wenn man glaubt, daß Erregung von Furcht alles vermag. Nicht als die Chartistenbewegung sich am revolutionärsten geberdete, erlangten die englischen Arbeiter das Stimmrecht, sondern als die revolutionären Schlagworte verhallt waren und sie sich mit dem radikalen Bürgerthum für die Erämpfung von Reformen verbanden. Und wer mir entgegenhält, daß Ähnliches in Deutschland unmöglich sei, den ersuche ich, nachzulesen, wie noch vor fünfzehn und zwanzig Jahren die liberale Presse über Gewerkschaftskämpfe und Arbeitergesetzgebung schrieb und die Vertreter dieser Parteien im Reichstag sprachen und stimmten, wo darauf bezügliche Fragen zu entscheiden waren. Er wird dann vielleicht zugeben, daß die politische Reaktion durchaus nicht die bezeichnendste Erscheinung im bürgerlichen Deutschland ist“ (S. 167).

Es ist richtig, die Chartisten erlangten nicht das Stimmrecht, aber sie erlangten etwas Anderes: den Beirathstag. Der ist auch nicht zu verachten. Will aber Bernstein behaupten, sie erhielten das allgemeine Stimmrecht nicht, weil sie sich „revolutionär geberdeten“? Aber um dieselbe Zeit, als die Nachfolger der Chartisten das Stimmrecht erhielten, bekamen es auch die deutschen und französischen Arbeiter, und in weit ausgedehnterem Maße als die englischen, obwohl sie sich sehr „revolutionär geberdeten“ und dem liberalen Bürgerthum durchaus nicht entgegenkamen.

Gerade die Engländer sind am wenigsten die Leute, sich durch bloße „Geberden“ beeinflussen zu lassen. Schon gar nicht konnte die englische Bourgeoisie in den Zeiten der Freihandelsagitation durch die Sprache und Agitation der Chartisten abgestoßen werden, da ihre eigene Sprache und Agitation an „revolutionären Geberden“ sich kühn mit jener messen konnte. Was die Bourgeois gegen die Chartisten erbitterte, war der Umstand, daß sie selbständig und im Gegensatz zu den Freihändlern agitirten und sich organisirten. Das verziehen sie ihnen ebenso wenig, als die preussischen Fortschrittler das gleiche Verbrechen Kassale verziehen, trotzdem dieser sich gerade nicht „revolutionär geberdete“.

Schon aus der eigenartigen Gegenüberstellung zweier Momente, die gar keinen nothwendigen Gegensatz bilden — revolutionäre Geberden und Bündniß mit dem radikalen Bürgerthum — erhellt deutlich, daß es Bernstein bei der Bekämpfung der ersteren hauptsächlich um die Ermöglichung des letzteren zu thun ist. Dies Bündniß ist aber in zwei Formen möglich: als zeitweises Zusammengehen des selbständig in einer besonderen Partei organisirten Proletariats mit bürgerlichen Parteien zu bestimmten Zwecken — eine Taktik, die schon das „Kommunistische Manifest“ für unter Umständen nothwendig erklärt hat — und Erweiterung der proletarischen Demokratie in eine große, alle demokratischen Elemente umfassende Volkspartei, wie sie in England nach dem Einschlafen des Chartismus sich bildete, im Gegensatz zur kontinentalen Entwicklung, und wie sie jüngst auch von der reformerischen Richtung unserer Partei anfängt gefordert zu werden.

Was spricht für diese Erweiterung? Die Erwartung, daß eine solche große demokratische Partei weit eher die Majorität erlangen kann, als das Proletariat für sich allein; daß sie durch den Verzicht auf die „Fresslegende“ und sonstige revolutionäre Geberden eher regierungsfähig wird, daß also das Proletariat eher in Stand gesetzt wird, zwar nicht die Macht, aber Macht zu erlangen. Wohl kann das Proletariat auf diesem Wege nicht alle seine Forderungen durchsetzen, es muß sich bescheiden und auf die Volksgewissen Rücksicht nehmen, aber der Spatz in der Hand ist bekanntlich besser als die Taube auf dem Dache, und keine Maxime ist schlechter als die: Alles oder

nichts. Wenn wir unsere Partei nicht aus einer Partei der Lohnarbeiter in eine der Volksmasse umwandeln, vernurtheilen wir uns auf unabsehbare Zeit zur Impotenz, zu völlig unfruchtbarer Opposition.

Dies die Argumentation der Sozialreformer. Sie vergessen, daß die Sozialdemokratie eine umfassende positive Thätigkeit übt, auch wenn sie keine Ministerposten zu vergeben hat. Wohl vermag die Furcht nicht alles, und ich glaube, die direkte, physische Furcht vor der Sozialdemokratie hat noch nicht viel bewirkt. Und trotzdem sehen wir, daß unsere ganze innere Politik schon seit Jahren sich um die Sozialdemokratie dreht. Das entspringt nicht der Furcht, unsere Partei könnte, wenn man sie nicht bei guter Laune erhält, eines schönen Tages alles kurz und klein schlagen, sondern der Furcht, die Sozialdemokratie könnte eines schönen Tages die gesammten Arbeitermassen um sich schaaren.

Das Wachsthum der Zahl und Kraft des Proletariats und das Wachsthum des Einflusses der Sozialdemokratie auf dieses Proletariat — die Nothwendigkeit für die anderen Parteien, mit unserer Partei in Konkurrenz zu treten, um diesen stets bedeutender werdenden Machtfaktor nicht völlig ihren Händen entkommen zu lassen, das sind die Faktoren, welche die bürgerlich-demokratischen Parteien zur Sozialreformerei zwingen, welche in der liberalen Presse jenen Umschwung hervorgerufen haben, der Bernstein so bezeichnend erscheint für den guten Willen des deutschen Bürgerthums.

Auf diese Weise wirkt die Sozialdemokratie, lange bevor sie im Stande ist, selbst zur Macht zu gelangen, durch Umbildung der bürgerlich-demokratischen Parteien, die wenigstens einen Theil der Forderungen unserer Partei zu den ihren machen müssen, soll ihnen die Arbeiterklasse, die stärkste Klasse der Nation, nicht vollends entchlüpfen.

Wenn also die Sozialdemokratie die reine Massenpartei des kämpfenden Proletariats bleibt, so verzichtet sie damit durchaus nicht auf jede positive Thätigkeit. Wollte sie dagegen ihr Programm und ihre Taktik so einrichten, daß sie fähig wird, auch andere Klassen in sich aufzunehmen und deren Klassenkämpfe zu führen, so würde sie dadurch selbst ihre Angriffskraft lähmen und mit ihrer Einheitlichkeit auch ihre Einheit preisgeben.

Das Opfer würde ihr kaum etwas nützen — auch als bloße demokratische Partei bliebe sie eine Partei, in der das Proletariat den Ausschlag giebt; proletarischer Führung unterwerfen sich aber die anderen Klassen nicht. Eine demokratische Sammelpartei ist nur möglich unter bürgerlicher Führung. Ist eine allgemeine Demokratie unter solcher Führung nicht mehr möglich — und sie ist überall im Verfall — dann ist sie mit dem Proletariat als führender Klasse erst recht unmöglich.

Welche Klassen aber können für die Demokratie neben dem Proletariat in Betracht? Kleinbürger, Bauern, die Intelligenz. Bereits heute ist keinem

Mitglied dieser Klassen der Eintritt in unsere Partei verweigert, wenn er sich als Proletarier fühlt, den proletarischen Klassenkampf mitkämpfen will. Wie wollen aber Kleinbürger und Kleinbauern, die auf jenem proletarischen Standpunkt nicht stehen, ihre Lage verbessern? Vor Allem dadurch, daß sie aus kleinen Ausbeutern große Ausbeuter werden, Kapitalisten, Großbauern, und dadurch, daß sie in der Ausbeutung ihrer Arbeitskräfte keine Schranken finden. Je kleiner der Ausbeuter, desto empfindlicher trifft ihn jede Reform. Das Proletariat kann sich mit diesen Elementen zeitweise zur Erreichung bestimmter politischer Ziele und Verwaltungsformen verbinden, nie aber dauernd mit ihnen in einer Organisation zusammenwirken.

Und die Intelligenz? Gewiß, die hat zum größten Theile kein Interesse an der Ausbeutung der Lohnarbeit, sie gehört zum Theile selbst zu den Ausgebeuteten. Aber schwach an Zahl, ist sie noch schwächer an Kraft. Sie bildet die am wenigsten zu einem energischen Klassenkampf geeignete Volksschicht, und so sehr sie auch im Herzen das kapitalistische Regime haßen mag, bleibt sie ihm doch unterthänig. Gewiß, die Sozialdemokratie bedarf der Intelligenzen, zahlreicher Intelligenzen, aber sie kann bloß jene in ihren Reihen willkommen heißen, die entschlossen sind, alle Brücken hinter sich abubrechen und rücksichtslos den Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft aufzunehmen. Wer das nicht kann oder will, der bleibe der proletarischen Bewegung fern. Schließlich muß entweder sie ihn enttäuschen oder er sie verrathen.

Gerade die Intelligenz aber ist es, deren Reihen die lebhaftesten Bestrebungen nach Erweiterung der Sozialdemokratie aus einer Klassenpartei in eine Volkspartei entspringen. Bauern und Kleinbürger bezeigen kein sehr großes Bedürfnis darnach.

Wie Bernstein sich zu dieser Frage stellt, ist aus seiner Schrift nicht klar ersichtlich. Er spricht sich nicht bestimmt darüber aus, wohl aber sind seine Argumente in der Frage der Taktik derart, daß sie zu Gunsten der Umwandlung unserer Partei in eine Volkspartei benutzt werden können und auch benutzt werden. Und darum war es notwendig, sie zu erwähnen und zu zeigen, wie wenig sie das beweisen, was sie angeblich beweisen sollen.

Wir müssen hier nochmals auf den schon oben erwähnten Artikel Bernsteins zurückkommen, der während des Druckes dieser Wogen im „Vorwärts“ erschien und seine Stellung zum theoretischen Theile des Erfurter Programms behandelte.

Er ist unter Anderem gegen jenen Passus des Erfurter Programms, der erklärt, die Umwandlung der Gesellschaft könne nur das Werk der Arbeiterklasse sein. Er möchte sagen: muß in erster Linie das Werk der Arbeiterklasse sein. Das besagt entweder dasselbe oder es drückt einen anderen Gedanken sehr verschwommen aus. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß

es sich hier um den Kampf von Klassen, nicht von Individuen handelt. An dem Emanzipationskampf des Proletariats können Individuen der verschiedenen Klassen teilnehmen. Das Erfurter Programm hindert Niemand daran. Aber die Frage ist die, ob der Emanzipationskampf des Proletariats ein Kampf für nicht proletarische Klasseninteressen sein kann. Diese Frage wird durch das Erfurter Programm entschieden verneint, durch die Bernsteinsche Fassung unentschieden gelassen. Sondern spricht die letztere dafür, daß Bernstein den Boden schaffen will für die Umwandlung der Sozialdemokratie in eine Partei der demokratischen Sammlung, daß sie nicht den Muth haben soll, zu scheitern, was sie ist, sondern den Muth etwas ganz Anderes zu werden, als sie bisher war, daß sie brechen soll mit dem Grundsatz der Internationale, „die Emanzipation der Arbeiterklasse muß durch die Arbeiterklasse selbst erobert werden“.

Je nach dem Charakter der Sozialdemokratie, ob proletarische, ob Volkspartei, müssen sich aber ihre Endziele anders gestalten.

Seit jede politische Partei muß sich die Aufgabe stellen, die politische Macht zu erobern, um ihren Anschauungen entsprechend den Staat zu gestalten und die Staatsgewalt auf die Gesellschaft wirken zu lassen. Eine jede lebenskräftige Partei muß aber auch darauf gefaßt sein, daß ihr die Staatsgewalt zufällt, sie muß daher jederzeit wissen, welchen Zwecken sie diese Gewalt dienstbar machen will. Sie muß auf diese Frage stets Antwort geben können, will sie propagandistische Kraft entfalten. Eine Partei, die von vornherein erklärte, sie könne nur in der Opposition sich ersprießlich betheiligen, sie strebe nur nach Macht, nicht aber nach der Macht, würde sich selbst lahmlegen und alles Vertrauen der Volksmasse verlieren.

In diesem Sinne muß also jede Partei ein „Endziel“ haben, nicht als Abschluß der sozialen Entwicklung: diese hat kein Ende und kein Endziel, sondern als Endzweck ihres praktischen Wirkens.

Es ist klar, daß eine Volkspartei, in der die Klasseninteressen der Bauernschaft und des Kleinbürgertums maßgebenden Einfluß haben, ..., und wenn sie noch so arbeiterfreundlich ist, auf dem Boden der gegebenen Gesellschaftsordnung, des Privateigentums an den Produktionsmitteln, der Freiheit der Privatproduktion stehen bleiben muß. Sie kann über die Konstitution von 1793, über das Prinzip des Liberalismus, nicht hinaus, sie kann, und mag sie sich noch so radikal geberden, nie etwas Anderes sein, als eine demokratisch-sozialistische Reformpartei, wobei das Wort sozialistisch nichts ist als Schall und Rauch, Erinnerung an die schöne Zeit einer süßen Jugendehelei oder der dümmende Traum irgend eines Paradieses, dessen Kommen nach fünfshundert Jahren zu wünschen Jedem freisteht; es ist aber in diesem Zusammenhang nichts, was irgendwie praktisch verpflichtet.

Anders muß sich das Endziel einer rein proletarischen Partei gestalten. Das Proletariat hat kein Interesse an der Aufrechterhaltung des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Selbst wenn es noch so friedlich und gesetzlich zur Macht kommt und noch so eifrig von dem Drange befeelt ist, nichts zu überstürzen und ja nicht vom Wege der „organischen Entwicklung“ abzuweichen, und wenn es noch so skeptisch sich verhalten sollte gegenüber den sozialistischen „Utopien“, so wird es doch bei der Vertretung seiner Interessen auf die Erhaltung des Privateigentums an den Produktionsmitteln und auf die Erhaltung der Privatproduktion seinen Werth legen.

Zweierlei muß dagegen ein proletarisches Regime überall anstreben: Einmal die Aufhebung des privaten Charakters der großen kapitalistischen Monopole und dann die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, die Aufhebung der industriellen Reservearmee.

Damit aber trifft es die kapitalistische Produktionsweise ins Herz. Ohne monopolistischen Unternehmerverband und ohne Arbeitslose, die bereit sind, die Stellen Streikender einzunehmen, wird die Stellung des organisierten Proletariats gegenüber den Kapitalisten übermächtig. Wenn diese heute schon über den Terrorismus des Proletariats klagen, so ist das eine alberne Lebensart. Dagegen muß ihm die Diktatur in der Fabrik notwendiger Weise zufallen, wenn es einmal die Herrschaft im Staate erlangt hat. Die Lage der Kapitalisten, die nach der Verstaatlichung der Kartelle und Trusts noch bleiben, muß dann eine unerträgliche werden; sie haben nur noch das Risiko ihres Betriebs zu tragen, ohne länger seine Herren zu sein. Viel mehr noch als heute die Arbeiter werden dann die Kapitalisten nach einer vortheilhaften Vergeßenschaftlichung ihrer Betriebe streben müssen, sie werden weit mehr Kraft und Intelligenz auf eine möglichst rasche und schmerzlose Lösung dieses Problems aufwenden, als heute zur Bekämpfung der proletarischen Bewegung. Der Uebergang zu sozialistischer Produktion würde sich dem siegreichen Proletariat selbst dann aufdrängen, wenn es sie nicht von vornherein anstrebte, sondern sich einfach von der Logik seiner Klasseninteressen treiben ließe.

Mit anderen Worten: kapitalistische Produktion und politische Herrschaft des Proletariats sind unvereinbar miteinander. Mehr zu sagen ist freilich nicht möglich. Wir wissen weder wann noch wie diese Herrschaft kommen wird, ob in einem großen Sturm oder in mehreren Katastrophen oder in allmählicher grabweiser Verwirklichung; wir wissen auch nicht, wie die Gesellschaft und das Proletariat zu Beginn seiner Herrschaft aussehen werden, da sich beide Faktoren ununterbrochen ändern; wie viele Voraussetzungen des Sozialismus, die heute noch fehlen, bis dahin sich eingestellt haben, wie schwer oder leicht dadurch die Aufgaben des proletarischen Regimes gemacht werden. Wie können wir die Nothwendigkeit erkennen, mit der das siegreiche Proletariat

getrieben werden wird, an Stelle der kapitalistischen eine sozialistische Produktion zu setzen.

Organisiert sich das Proletariat als selbständige politische Partei, die bewußt den Klassenkampf kämpft, dann muß die Aufhebung des Privateigentums an den kapitalistischen Produktionsmitteln und die Aufhebung der kapitalistischen Privatproduktion ihr Ziel werden, sie muß den Sozialismus nicht als Beseitigung, sondern als Ueberwindung des Liberalismus zu ihrem Parole machen, sie kann nicht eine Partei sein, die sich auf demokratisch-sozialistische Reformen beschränkt, sie muß eine Partei der sozialen Revolution werden.

Es handelt sich hier natürlich nicht um den Begriff der Revolution im Polizeisinn, im Sinne des bewaffneten Aufstands. Eine Partei müßte wahnwitzig sein, die sich prinzipiell für den Weg des Aufstands entschliesse, solange ihr andere, weniger opfervolle und sicherere Wege für ihr Wirken zur Verfügung stehen. In diesem Sinne ist die Sozialdemokratie nie prinzipiell revolutionär gewesen, sondern nur in dem Sinne, daß sie sich dessen bewußt ist, sie könne, wenn im Besitz der politischen Macht, diese gar nicht anders anwenden, als zur Ueberwindung jener Produktionsweise, auf der die heutige Gesellschaftsordnung beruht. Ich schäme mich, diese alten Klammern nochmals wiederholen zu müssen, aber nach der Verwirrung, die Bernstein mit seinem Polemisiren gegen unsere „auf Katastrophen zugespißte Taktik“ angerichtet, bleibt nichts Anderes übrig.

Er erklärt ausdrücklich, daß er das Wort Revolution „ausschließlich in der politischen Bedeutung des Wortes gebraucht, als gleichbedeutend mit Aufstand, resp. außergesetzlicher Gewalt“ (S. 87). Dazu bemerkt er: „Es ist bekannt, daß Marx und Engels bis ziemlich spät diesen letzteren als den fast überall unumgänglichen Weg betrachteten und verschiedenen Anhängern der Marxschen Lehre erscheint er noch heute als unvermeidlich. Vielfach wird er auch für den kürzeren Weg gehalten.“

Als Beleg zu diesem famosen Satz zitiert er einen Ausspruch Jules Guesdes aus dem Jahre 1877, wo dieser meines Wissens noch kein durchgebildeter Marxist war.

Und wie lautet dieser Satz? Ich gebe ihn vollständig wieder, nicht in der Bernsteinschen Verstümmelung. Der Satz in eckiger Klammer fehlt in seinem Text: „Über wem dürfte nicht einleuchten, daß für die großen Städte, wo ja die Arbeiter die überwiegende Mehrheit bilden, wenn sie einmal [die beiden vorerwähnten Punkte (die Republik und das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden) errungen,] zur unbeschränkten Verfügung über die öffentliche Gewalt, über ihre Verwaltung und ihre Gesetzgebung gelangt wären — die ökonomische Revolution nur die Frage von Monaten, ja vielleicht nur von Wochen gewesen wäre?“ (Berliner „Zukunft“, S. 87).

Vollständ.
Marxist.
S. 87.

Das Wort Revolution scheint auf Bernstein bereits eine so erregende Wirkung zu üben, wie auf manchen sächsischen Gendarmen. Sonst hätte schon die ausdrückliche Bezeichnung „ökonomische Revolution“ ihm sagen müssen, daß hier von Aufstand keine Rede. In der That meint Guesde hier nichts Anderes, als daß in den größeren Städten, wo die Arbeiter die Mehrheit bilden, sobald einmal die Republik und die Selbstverwaltung der Gemeinde errungen, die Sozialisten leicht die Gesetzgebung und Verwaltung in die Hand bekommen könnten, um so die Kommune vielleicht schon binnen wenigen Monaten sozialistisch zu organisieren. Diese Erwartung erscheint auch mir sehr optimistisch. Aber sicher handelt es sich dabei um eine sehr gefahrliche Eroberung der öffentlichen Gewalt durch den Sturmgewalt, sonst bedürfte es nicht der Voraussetzung der Republik und des Selbstbestimmungsrechts der Gemeinden. Bernstein hat freilich diese beiden wesentlichen Voraussetzungen weggelassen, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, und so dem Satz einen anderen Charakter verliehen. Aber dadurch wird sein Hinweis auf ihn als Zeugnis der marxistischen Schwärmerie für den bewaffneten Aufstand gerade nicht schöner.

Seit Lassalle bemüht sich die Sozialdemokratie, den Unterschied zwischen der Revolution mit Zeugabel und Dreischlegel und der sozialen Revolution klar zu machen und zu erweisen, daß sie prinzipiell bloß die letztere anstrebt. Wir durften uns schmeicheln, diese Auffassung sogar den Staatsanwälten näher gebracht zu haben — und heute tritt einer unserer ältesten und hervorragendsten Vorführer auf und setzt die ökonomische Revolution dem Aufstand gleich, hält es für notwendig, die deutsche Sozialdemokratie vor unüberlegten Aufständen zu warnen!

Wenn die Bernsteinische Schrift eine Wirkung hätte, müßte es vor allem die sein, alle die konfuse Vorstellungen, welche unsere Gegner über uns verbreiten und die klarzustellen ein gut Theil unserer Lebensarbeit absorbirte, wieder von Neuem zu beleben und zu kräftigen.

Es ist klar, daß das Proletariat als selbständige politische Partei nicht im Polizeisinn revolutionär sein muß, sondern im Sinne der politischen Ökonomie. Bernstein schlägt für die „prinzipielle Veränderung der Gesellschaftsordnung“ das Wort „soziale Umgestaltung“ vor, aber Niemand wird behaupten wollen, daß in letzterem Worte der grundsätzliche Gegensatz der neuen zur alten Gesellschaftsordnung einen Ausdruck findet — ein Gegensatz, den stellenweise Bernstein selbst leugnet. Sein Sozialismus ist die Vervollständigung des Liberalismus.

Ich gebe gern zu, daß das Wort Revolution irre führen kann, ich halte es auch für vortheilhaft, es ohne triftige Veranlassung nicht zu gebrauchen, aber ich glaube nicht, daß es der richtige Weg ist, der Irreführung vorzubeugen, wenn man das Wort selbst in dem irrigen Sinne gebraucht. Oder sollen wir es gar nicht gebrauchen? Zur Kennzeichnung bestimmter Vor-

gänge ist es unentbehrlich. Wo es gilt, den Gegensatz zwischen einer Richtung zu bezeichnen, die prinzipiell über Reformen im Rahmen der bestehenden Gesellschaft nicht hinaus will, und einer Richtung, die eine höhere, auf neuen Grundlagen beruhende Gesellschaftsordnung anstrebt, wird das Ziel der letzteren Richtung nicht durch das Wort „soziale Umgestaltung“, sondern nur durch das Wort „soziale Revolution“ deutlich bezeichnet werden können, wobei Niemand, der unsere Parteiliteratur auch nur oberflächlich kennt, darüber im Zweifel sein kann, daß soziale Revolution und politischer Aufstand zwei ganz verschiedene Begriffe sind. Die soziale Revolution ist ein Ziel, das man sich prinzipiell setzen, der Aufstand ein Mittel zum Zweck, das man stets nur nach Gründen der Zweckmäßigkeit beurtheilen kann.

Aber nicht bloß die soziale, auch die politische Revolution wird man nicht dem Aufstand gleichsetzen dürfen. Der nichtpolizeiliche Sprachgebrauch bezeichnet mit politischer Revolution jede große politische Erschütterung, die das politische Leben der Nation beschleunigt und aufs Kraftvollste pulsiren läßt, im Gegensatz zur Gegenrevolution, einer Erschütterung, die das politische Getriebe stillsetzt. Der Aufstand oder die „außerordentliche Gewaltanwendung“ kann eine Episode, eine sehr wichtige Episode in einer solchen Erschütterung bilden, aber er ist nie die Revolution selbst. Die höchst gefahrliche Einberufung der Generalstände bildet ebenso ein Stück der großen Revolution, wie die Erstürmung der Bastille. Niemand wird vom großen französischen Aufstand von 1789 reden wollen. Schon gar nicht wird man Aufstände oder außerordentliche Gewaltthaten, die auf das politische Leben keine Wirkung haben, etwa die Widerseßlichkeiten indischer Eingeborener gegen die englischen Pestsommissionen, Revolutionen nennen.

Um „Mißverständnisse auszuschließen“, wendet also Bernstein das Wort Revolution gerade in dem Sinne an, in dem es dem wissenschaftlichen und politischen Sprachgebrauch nicht entspricht, in dem es in der Regel nur von Polizisten und Staatsanwälten gebraucht wird, die in einer Revolution bloß jene Akte interessieren, welche mit dem Strafgesetzbuch kollidiren.

Die soziale Revolution, nicht im Bernsteinischen Sinne, sie ist das notwendige Endziel, auf das jede selbständige politische Organisation des Proletariats mit Nothwendigkeit hinwirkt. Wer das Proletariat als selbständige politische Partei organisiert, bereitet damit auch in ihm den Boden für den Gedanken der sozialen Revolution vor, mag er noch so fribfertiger und nüchtern sein und noch so skeptisch der Zukunft entgegensehen. Und umgekehrt wird Jeder, der das Proletariat von den übrigen politischen Parteien abziehen und politisch selbständig machen will, dies Ziel um so rascher erreichen, je klarer er in der Arbeiterschaft das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der sozialen Revolution erweckt.

Auf der anderen Seite haben wir gesehen, daß die Politik der demokratischen Sammlung, des Aufgehens des Proletariats in einer Volkspartei, den Verzicht auf die Revolution, die Beschränkung auf die soziale Reform in sich schließt.

So erhält die Stellung zur Frage der sozialen Revolution eine eminent praktische Bedeutung für die Gegenwart. Man mag glauben, es sei unnütz, über die Revolution zu streiten; das hieße, über ungelegten Eiern brüten. Augenblicklich wollen in der Arbeiterbewegung beide Richtungen praktisch daselbe: sozialpolitische und demokratische Reformen. Also strebe man diese an und führe nicht die Einigkeit durch den Streit über Dinge, von denen kein Mensch wissen kann, wie sie kommen werden. Aber es hat sich gezeigt, daß die Frage des Endziels unserer Politik: ob Revolution oder Beschränkung auf die Reform, aufs Engste verknüpft ist mit der Frage der Organisation und Propaganda des Proletariats als politische Partei in der Gegenwart.

Wenn dem nicht so wäre, dann erwiese sich allerdings das Betonen des revolutionären Standpunkts bei der einen Richtung als zwecklos, nicht minder aber die heftigen Angriffe der Reformier gegen das, was sie die „revolutionäre Phrase“ nennen. Dagegen wird die Schärfe der Gegensätze begreiflich, wenn man sieht, daß hinter dem anscheinenden Kampfe um Lebensarten sich der Kampf um eine Frage birgt, deren Beantwortung eine Lebensfrage für die Sozialdemokratie wie für die bürgerliche Demokratie ist, die Frage, ob das Proletariat seinen Klassenkampf als selbständige politische Organisation oder als Theil einer alle demokratischen Schichten umfassenden Volkspartei führen soll.

c) Dürfen wir liegen?

Das ist im Ernst die Frage, die Bernstein stellt und — verneint.

Wir haben gesehen, daß jede lebenskräftige politische Partei darnach streben muß, die politische Macht zu erringen, daß sie sich nicht darauf beschränken darf, eine Oppositionspartei bleiben zu wollen. Das soll nach Bernstein nicht für die Sozialdemokratie gelten. Sie kann für absehbare Zeit nur als Opposition nützlich sein.

Das Proletariat ist schwach, meint er, als daß es so bald erwarten dürfte, die politische Macht zu erobern. Gelänge ihm das aber, so könnte es nur Anfang stiften, das, was noch zu unentwickelt, um seine Macht ordentlich zu gebrauchen, und die Verhältnisse seien für die Verwirklichung des Sozialismus noch nicht reif. „Haben wir die zur Abschaffung der Klassen erforderliche Höhe der Entwicklung der Produktivkräfte schon erreicht?“ fragt er (S. 185). Seine Antwort lautet sehr pessimistisch.

Und die Arbeiter? „Trotz der großen Fortschritte, welche die Arbeiterklasse in intellektueller, politischer und gewerblicher Hinsicht seit den Tagen gemacht hat, wo Marx und Engels schrieben, halte ich sie doch selbst heute noch nicht für entwickelt genug, die politische Herrschaft zu übernehmen“ (S. 188).

Bereits in einem früheren Theile seiner Schrift hat Bernstein dieselben Fragen behandelt. Auf seine dort erhobenen Bedenken gegen die Reife der modernen Produktionsweise sind wir auch schon zu sprechen gekommen (S. 54) und haben gezeigt, daß es unmöglich sei, ein bestimmtes Stadium der Produktionsentwicklung anzugeben, von dem an man erklären kann, die Gesellschaft sei für den Sozialismus reif. Das bewußte Eingreifen des Proletariats in das ökonomische Getriebe muß offenbar ganz andere Formen bei geringerer als bei größerer kapitalistischer Entwicklung annehmen, die politische Herrschaft des Proletariats muß andere Wirkungen haben in einem Lande mit altem als in einem Lande mit jungem Kapitalismus. Das ist alles, was man sagen kann. Aber es wäre absurd, eine Grenze berechnen zu wollen, von der an man erst den Sozialismus für durchführbar erklären kann.

In dem späteren Theile seiner Schrift befaßt Bernstein offenbar dieselbe Empfindung, die dem Schreiber dieser Zeilen momentan innewohnt: das Bedürfnis, rasch zu Ende zu kommen, da man nun einmal dem Schlusse so nahe ist. So giebt er da auch keine weiteren Details, sondern begnügt sich mit dem Hinweis auf einige Autoritäten.

Dabei ist er jedoch recht unglücklich.

Von den drei Autoren, auf die er sich beruft, giebt er bei zweien (Engels und Atlanticus) ihre Ansichten falsch wieder, und von dem dritten, Neupauer, wird eine Anschauung als höchst beachtenswerth bezeichnet, die nichts ist als eine hypothetische, nicht näher begründete Bemerkung. Auf meine Darlegung, daß Engels und Atlanticus beide in der entschiedensten Weise das Gegentheil dessen erklärt hätten, wofür Bernstein sie als Zeugen aufruft („Neue Zeit“, XVII, 2, S. 74), weiß er nichts Besseres zu erwidern, als daß Engels und Atlanticus in den Punkten, worin sie von ihm abweichen, ihm nicht einwandfrei erschienen („Neue Zeit“, XVII, 2, S. 582 ff.), jedenfalls eine sonderbare Manier, um seine Verurteilung auf jene Autoren zu rechtfertigen, doch will ich auf diese nebensächlichen Details hier nicht weiter eingehen und verweise den, der sich dafür interessiert, auf die angegebenen Stellen in der „Neuen Zeit“.

Es genügt, festzustellen, daß für seine Behauptung, die Produktivkräfte seien zur Aufhebung der Klassen noch nicht genügend entwickelt, Bernstein nicht den geringsten Beweis beigebracht hat, daß vielmehr seine Gewährsmänner sich gegen ihn wenden.

Aber die vom Kapitalismus geschaffene Höhe der Produktionsentwicklung ist erst einer der Faktoren, welche zum Sozialismus führen. Er bleibt tot, ohne den zweiten, der ihm Leben einhaucht: ein kraftvolles, politisch reifes Proletariat. Haben wir ein solches in einem Ausmaß, das es in Stand setzt, die Fäden des Staates zu ergreifen? Ja, dürfen wir nur überhaupt erwarten, in absehbarer Zeit zu einem derartigen Proletariat zu gelangen?

Auch diese Frage verneint Bernstein. Er behandelt sie ebenso wie die der materiellen Vorbedingungen des Sozialismus zweimal in seiner Schrift, einmal in der Mitte (S. 87 ff.) und dann wieder am Schluß.

Wer ist das moderne Proletariat? fragt er (S. 88) und antwortet:

„Rechnet man alle Besitzlosen, alle, die kein Einkommen aus dem Besitz oder aus privilegierter Stellung haben, dazu, so sind das allerdings die absolute Mehrheit der Bevölkerung der vorgeschrittenen Länder. Nur daß alsdann dieses „Proletariat“ ein Gemisch von außerordentlich verschiedenartigen Elementen ist, von Schichten, die sich untereinander noch mehr unterscheiden wie das Volk von 1789, die zwar, solange die jetzigen Eigentümeverhältnisse bestehen, mehr gemeinsame oder wenigstens gleichartige als gegensätzliche Interessen haben, aber, sobald die jetzt Besitzenden und Herrschenden abgesetzt oder ihrer Position beraubt sind, sehr bald sich der Verschiedenartigkeit ihrer Bedürfnisse und Interessen bemußt werden würden.“

In diesen Sätzen liegt eine ebenso große Unterschätzung auf der einen Seite, wie eine Übertreibung auf der anderen.

Eine Unterschätzung, wenn Bernstein gerade bloß zugiebt, das Proletariat bilde die „absolute Mehrheit“ der Bevölkerung der vorgeschrittenen Länder. So stark ist das Proletariat freilich nicht, wie Bernsteins Hauptzeuge gegen den Sozialismus behauptet, der famose Genilletonist der „British Review“, der es 1851 schon 94 Prozent der Bevölkerung Englands ausmachen ließ. Wir haben gesehen, daß es Wagner 1867 auf circa 80 Prozent schätzte. Im Deutschen Reich betrug 1895 die Selbständigen 26,84 Prozent sämtlicher Erwerbstätigen, 1882 noch 29,25 Prozent. Die unselbständigen Arbeiter machen also weit über 70 Prozent, fast drei Viertel der Erwerbstätigen aus. Das ist schon eine starke „absolute Majorität“.

Dabei zählte die Reichsstatistik zu den „Selbständigen“ nicht bloß selbständige Unternehmer, als da sind Kapitalisten, Handwerker, Kleinhändler, Großgrundbesitzer, Bauern; sondern auch Hausindustrielle, abhängige Leiter von Unternehmungen (z. B. Direktoren von Aktiengesellschaften), „Offiziere, höhere Beamte, Geistliche, Direktions-, Lehr-, ärztliches Personal, Schauspieler, Musiker, Künstler, Privatgelehrte, Privatsekretäre“ („Statistik des Deutschen Reiches“, N. F., Bd. 111, S. 62, 63).

Daß unter diesen Selbständigen sehr viele sind, die kein „Einkommen aus dem Besitz oder aus privilegierter Stellung“ haben, bedarf keiner Erläuterung.

Jedenfalls zeigt diese Aufzählung, daß, wenn man von einem „Gemisch außerordentlich verschiedenartiger Elemente“ sprechen will, die Selbständigen, die Nichtproletarier ein solches darstellen. Bernstein hat aber hier nur ein Auge für die Zerküftung innerhalb des Proletariats, und er kann sie nicht stark genug schildern; es ist „ein Gemisch von Schichten, die sich untereinander noch mehr unterscheiden wie das Volk von 1789“.

Eine lähne Behauptung in der That! Das Proletariat von heute besteht aus Lohnarbeitern; das „Volk von 1789“ bestand nicht bloß aus Lohnarbeitern, sondern auch aus Handwerkern, Händlern, Bauern und Landleutenproletariern, welche letztere im damaligen Volke keine unwichtige Rolle, auch politisch, spielten. Will man gar das „Volk von 1789“ als gleichbedeutend mit dem dritten Stande nehmen, dann kommen noch Kapitalisten und die Intelligenz dazu. Welch buntes Gemisch, das da die Feudalität stürzte! Bernstein aber behauptet, die heutige Lohnarbeiterschaft bestehe aus Schichten, die sich untereinander noch mehr unterscheiden, als das Volk von 1789! Und derselbe, der diese Behauptung aufstellt, macht sich in einem Atem über die „wirklich asiatische Gemüthsruhe“ lustig, mit der Parous — man denke! — die 5 600 000 Lohnarbeiter der Landwirtschaft der Armee des Proletariats einreicht. Sollte er sie etwa der Armee jener einreihen, die aus Besitz oder privilegierter Stellung ihr Einkommen ziehen?

Als Beweis für die tiefen Gegensätze innerhalb der Lohnarbeiterschaft werden uns die großen Unterschiede vorgeführt, die zwischen industriellen, kaufmännischen, landwirtschaftlichen Lohnarbeitern, sowie innerhalb jeder dieser Kategorien bestehen. Was von gewerkschaftlichen Differenzen zu halten, haben wir gesehen. Daß Unterschiede innerhalb der Lohnarbeiterschaft vorhanden, wer wollte das leugnen? Daß die Interessen des kaufmännischen Beamten nicht identisch mit denen des industriellen Lohnarbeiters und diese nicht identisch mit denen des Bauern, wer sähe das nicht? Aber entspringen aus diesen Unterschieden Interessengegensätze, die ein dauerndes Zusammenwirken dieser verschiedenen Schichten in einer politischen Partei unmöglich machen? Das ist die Frage, auf die Bernstein aber gar nicht eingeht, denn alle seine Hinweise betreffen die Schwierigkeiten des gewerkschaftlichen, nicht des politischen Zusammenwirkens.

Wenn man Bernstein hört, dann wäre die Vorbedingung jeder geschlossenen Parteiorganisation vollständige Uniformität aller Interessen ihrer Mitglieder. Wie käme man dann überhaupt zu einer politischen Partei?

Wenn das Proletariat nicht im Stande ist, herrschende Klasse zu werden, wegen der Interessensunterschiede seiner einzelnen Schichten, wie kann dann die Bourgeoisie dazu, zu herrschen? Man sehe sich doch einmal nicht bloß die Unterschiede, sondern die Gegensätze innerhalb der Bourgeoisie an: sie setzt sich

zusammen aus Kapitalisten und aus der Intelligenz. Jede dieser Schichten zerfällt wieder in zahllose Unterschichten, die sich gegenseitig oft auf das bitterste bekämpfen: da haben wir große und kleine Kapitalisten; wir haben das industrielle, das Handelskapital, das Leihkapital und die hohe Finanz, die sie alle in die Tasche steckt; wir haben innerhalb des industriellen Kapitals die Gegensätze von Produzenten und Konsumenten der Rohmaterialien u. s. w. Und in der Intelligenz, welche Solidarität besteht wohl zwischen dem Arzte und dem Advokaten, dem Ingenieur und dem Philologen?

Und doch bilden alle diese Elemente zusammen die große politische Partei des Liberalismus.

Schon die Bourgeoisie allein ist mehr gespalten, als das Proletariat; von der Behauptung, daß dieses heute mehr zerklüftet sei, als 1789 das ganze Volk, welches neben dem Proletariat noch so viele andere Klassen umfaßte, gar nicht zu reden. Diese Behauptung wird Bernstein bei ruhigerem Zusehen selbst nicht aufrecht erhalten. Ja selbst das Proletariat von 1789 war mehr gespalten als das heutige: damals bestanden noch die Gegensätze zwischen zünftigem und nicht zünftigem Arbeiter, der einzelne Arbeiter war in Handwerk und Manufaktur viel mehr zeit lebens an die gleiche Beschäftigung gebunden, der Uebergang von einer zur anderen nicht so leicht wie heutzutage.

Wollen wir die Aussichten des Proletariats in den politischen Kämpfen untersuchen, dann dürfen wir nicht bloß bei ihm allein jene Punkte hervorheben, die seine Kampffähigkeit zu beeinträchtigen scheinen. Wir müssen auch die andere Seite betrachten. Wenn Bernstein im „Gemisch der Schichten“, in der Verschiedenartigkeit der Interessen den Faktor zu sehen glaubt, der die politische Herrschaft des Proletariats unmöglich macht, so müssen wir dem entgegenhalten, daß das Gemisch der Schichten, die Verschiedenartigkeit der Interessen bei den Gegnern weit größer ist, weshalb auch Marx und Engels sich stets gegen das Wort von der „reaktionären Masse“ wehren.

Gerade in der Einheitlichkeit der entscheidenden Interessen, die sie vertritt, beruht der große Vorteil, den die Sozialdemokratie vor den bürgerlichen Parteien voraus hat. Sie ist die einzige der bestehenden Parteien, die sich nur auf eine Klasse zu stützen braucht, weil diese die große Mehrheit des Volkes bildet.

Jede der anderen Parteien muß sich auf verschiedenartige Klassen stützen, darunter auf Teile des Proletariats selbst, will sie die Mehrheit erlangen und behaupten. Gerade an Geschlossenheit und Einheitlichkeit ist daher die Sozialdemokratie jeder anderen Partei überlegen. Und gerade darin beruht nicht zum Wenigsten ihre Kraft.

Wenn aber schon die Unterschiede innerhalb des Proletariats hinreichend wären, die Sozialdemokratie zu spalten und unfähig zur politischen Herrschaft zu machen, was würde dann erst aus ihr werden, wenn man zu diesen Gegen-

sätzen noch andere hinzugesetzt durch Erweiterung der Sozialdemokratie aus einer proletarischen zu einer Volkspartei?

Daß die Proletarier uniform sind, hat noch Niemand behauptet. Die Unterschiede zwischen ihnen werden uns oft genug fühlbar gemacht in der Agitation. Da merkt man es deutlich genug, daß nicht alle Proletarier schichten der sozialistischen Ideenwelt und der politischen und gewerkschaftlichen Organisation in gleichem Maße zugänglich sind. Die Industriearbeiter bilden die Pioniere, die Handelsarbeiter und schon gar die Landarbeiter bleiben im Nachtrah. Kein Zweifel, diese letzteren Schichten werden uns noch manche harte Muß zu machen geben, ehe sie völlig für uns gewonnen sind. Aber das beweist doch bloß, daß die Sozialdemokratie noch nicht am Ende ihrer Aufgabe steht, was sich wohl Niemand unter uns eingebildet hat, aber nicht, daß diese Aufgabe in absehbarer Zeit unlösbar ist.

Die ökonomische Entwicklung unterstützt dabei sehr wirksam unsere Propaganda, indem sie die dem Sozialismus am ehesten zugänglichen Proletarier schichten am meisten vermehrt. In den Städten dominiert die industrielle Bevölkerung, und die Städte bekommen immer mehr das Uebergewicht über das flache Land. Es betrug im Deutschen Reich:

Stellklassen	Bevölkerungszunahme oder Abnahme von 1892 bis 1895		Prozentanteile der Ortsgroßklassen an der Gesamtbevölkerung	
	absolut	Prozent	1892	1895
Großstädte	+ 3 703 095	+ 111,29	7,36	13,68
Mittelstädte	+ 1 228 807	+ 29,62	9,17	10,89
Kleinstädte	+ 1 879 148	+ 24,22	12,59	13,66
Landstädte	+ 582 738	+ 10,16	12,68	12,20
Stadt	+ 6 593 738	+ 36,47	41,80	49,83
Flaches Land	— 345 617	— 1,81	58,20	50,17
Gesamtbevölkerung . . .	+ 6 548 171	+ 14,46	100,00	100,00

Die Stadt ist also heute schon der Volkszahl nach so stark wie das flache Land, ganz abgesehen von ihrer ökonomischen, intellektuellen, politischen Ueberlegenheit.

Von 1000 Bewohnern jeder Ortsgroßklasse kommen auf die einzelnen Berufsabteilungen:

	Im Reich		In den Städten		Auf dem flachen Lande	
	1892	1895	1892	1895	1892	1895
Landwirtschaft	425,1	357,4	119,3	95,0	644,7	618,0
Industrie	855,1	891,2	509,3	530,0	241,1	263,4
Handel	100,2	115,2	171,6	190,0	48,9	50,0
Andere	119,6	136,2	199,8	195,0	62,0	77,7

Die Industrie ist allenthalben im Vordringen, in den Städten lebt die Mehrheit der Bevölkerung von ihr. Auf dem flachen Lande macht sie Fortschritte auf Kosten der Landwirtschaft. Am stärksten ist sie in den Kleinstädten. Dort umfaßt sie 571,9 Promille der Bewohner, in den Großstädten bloß 508,6. In den letzteren ist der Handel stärker als anderswo entwickelt, auf ihn entfallen 261,1 Promille der Einwohnerzahl. Doch hat er in den Großstädten gegen 1882, wo auf ihn 266,1 Promille kamen, abgenommen, der Anteil der Industrie dagegen ist auch in den Großstädten gestiegen von 473,4 auf 508,6.

Man sieht, wie sehr die ökonomische Entwicklung jene Schwierigkeiten überwinden hilft, die sich unserer Agitation in den Weg stellen.

Wenn aber Bernstein diese Schwierigkeiten maßlos übertrieben darstellt, so verkleinert er dafür die schon erreichten Resultate unserer Agitationsarbeit.

Er weist darauf hin, wir hätten in Deutschland gegen 4,5 Millionen erwachsener Arbeiter in der Industrie und bloß 2,1 Millionen sozialistische Wähler (S. 91).

Da werden sehr inkommensurable Dinge miteinander verglichen — erwachsene Arbeiter und Wähler. Nicht jeder erwachsene Arbeiter ist ein Wähler. Unter den 4,5 Millionen (genauer 4 475 653) erwachsenen Industriearbeitern sind nicht weniger als 624 136 weibliche, die selber bisher das Stimmrecht nicht haben.

Männliche Arbeiter über 20 Jahren giebt es in der Industrie nur 3 851 517 sammt Angestellten. Davon standen im Alter von 20 bis 30 Jahren 1 603 583; wir dürfen annehmen, daß ungefähr die Hälfte davon unter 25 Jahre war. Also statt 4,5 Millionen industrieller Arbeiterwähler finden wir bloß 3 Millionen. Es geht aber doch nicht an, die Stimmen der Wähler, die zu Hause geblieben sind, einfach den Gegnern zuzuzählen. Nehmen wir an, daß die Zahl der Wahlenthaltungen unter der Arbeiterschaft ebenso groß war, wie in der übrigen Bevölkerung, dann finden wir, daß die Stimmenzahl der deutschen Sozialdemokratie und die Zahl der wählenden Industriearbeiter sich fast völlig deckt. Die Gegnerschaft, welche die Sozialdemokratie noch in manchen Schichten, namentlich der katholischen Industriearbeiterchaft findet, wird so gut wie völlig aufgewogen durch den Zuzug aus anderen Proletariatschichten.

Wenn Bernstein erklärt: „Mehr als die Hälfte der gewerblichen Arbeiterschaft Deutschlands steht zur Zeit der Sozialdemokratie noch theils gleichgültig und verständnislos, theils aber sogar gegnerisch gegenüber“, so beruht dieser Pessimismus zum Glück auf einem Rechenfehler, einem Fehler, der an jenen erinnert, welcher Bernstein wenige Seiten vorher passiert, wo er von Hunderttausenden von Betrieben mit mehr als 20 Personen spricht, die

ein sozialistisches Regime zu verstaatlichen hätte, eine kaum lösbare Aufgabe. Wir haben gesehen (S. 55), daß die Zahl dieser Betriebe sich im Deutschen Reich auf nicht ganz 49 000 beläuft.

Wenn die deutsche Sozialdemokratie auf ihre Wahlerfolge blickt, hat sie durchaus keine Ursache zu einer pessimistischen Auffassung der Dinge. Eine Partei, die binnen drei Jahrzehnten von völliger Nichtigkeit zur stärksten Partei des Reiches geworden ist, deren Rekrutierungsgebiet bereits drei Viertel der Nation umfaßt und immer mehr sich ausdehnt; die dadurch, daß sie auf eine einzige große Klasse sich zu stützen braucht, zu einer Geschlossenheit und Einheitlichkeit gelangt, deren keine andere Partei fähig ist, und die in ihrer Propaganda und Organisation auf's Stärkste von der ökonomischen Entwicklung unterstützt wird — eine solche Partei braucht nicht den Zeitpunkt, an dem sie zur Herrschaft gelangt, in die graue Ferne zu verlegen, mit der man praktisch nicht rechnen kann. Was binnen drei Jahrzehnten zur stärksten Partei geworden, kann binnen weiteren drei Jahrzehnten zur herrschenden Partei werden, vielleicht schon früher.

Sa, vielleicht schon früher — liegt darin nicht gerade die größte Gefahr für die Sozialdemokratie? Wenn sie in nächster Zeit aus Staatsränder käme, müßte sie nicht kläglich zusammenbrechen? Die Arbeiterklasse hält Bernstein auch heute noch nicht für entwickelt genug, die politische Herrschaft zu übernehmen. „Nur Literaten, die nie in intimer Beziehung zur wirklichen Arbeiterbewegung gestanden haben, können in dieser Beziehung anders urtheilen. . . Wir haben die Arbeiter so zu nehmen, wie sie sind. Sie sind weder so verpaupert, wie es im „Kommunistischen Manifest“ vorausgesehen wird, noch so frei von Vorurtheilen und Schwächen, wie es ihre Höflinge uns glauben machen wollen.“ (S. 184).

In Entschiedenheit lassen diese Sätze nichts zu wünschen übrig. Ich bin leider nicht in der Lage, ebenso apodiktisch antworten zu können.

Zunächst muß ich bekennen, daß ich über das Ruheiß, das uns droht, wenn wir sofort an die Macht kommen, vor Bernsteins Broschüre recht wenig nachgedacht habe. Die Gefahr, wir könnten morgen als Diktatoren von Deutschland aufstehen, war stets die geringste meiner Sorgen.

Aber auch jetzt, nachdem mich Bernstein zum Nachdenken über den Gegenstand angeregt, vermag ich mich nicht zu einem apodiktischen Urtheil aufzuschwingen und kann nur Vermuthungen hegen. Wir sind eben leider noch nicht so weit, die einzelnen Klassen einer politischen Maturitätsprüfung zu unterwerfen, und ihnen, je nach deren Ausfall, ein Zeugniß politischer Reife und der Befähigung zur politischen Herrschaft auszustellen oder zu versagen. Die einzige Prüfung, deren Zeugniß in der Geschichte gilt, ist die Praxis, die Erfahrung.

Wir haben sicher keine Garantie dafür, daß die Sozialdemokratie sich im Besitz der Staatsgewalt behaupten könnte, wenn sie morgen schon durch einen plötzlichen politischen Sturmwind in die Höhe getragen würde. Vielleicht würde ihr, wie den demokratischen Klassen in der englischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts oder denen der französischen Revolution, früher oder später das Staatsruder wieder entgleiten oder entrissen werden. Aber wie läßt sich einem derartigen vorzeitigen Siege mit Sicherheit vorbeugen? Nur dadurch, daß die Sozialdemokratie sich selbst auflöst. Eine Partei, die existiert, muß kämpfen, und kämpfen heißt um den Sieg ringen. Und wer um den Sieg ringt, muß immer mit der Möglichkeit rechnen, daß er Sieger bleibt.

Wollen wir also sicher davor sein, daß uns nicht vorzeitig die Macht zufällt, dann bleibt uns nichts übrig, als — uns schlafen zu legen.

Das wird selbst Bernstein nicht wollen, und so zwingt uns eine traurige Nothwendigkeit, mit dem drückenden Bewußtsein, wir könnten noch unseren Sieg erleben, den Kampf fortzusetzen.

Aber steht die politische Karriere des Proletariats wirklich so bombastisch, daß nur Literaten, welche mit den Arbeitern nichts zu thun haben, anderer Meinung sein können? Welche Weise bringt Bernstein vor?

Erstens, alle Arbeiter, mit denen er darüber gesprochen, sind derselben Meinung. Das beweist bloß ihre Bescheidenheit und ihre Ueberschätzung der Weisheit, mit der die Welt regiert wird.

Zweitens, die Arbeiter sind nicht so frei von Vorurtheilen und Schwächen, wie uns ihre Höflinge glauben machen wollen. Um nicht in den Verdacht so feiler Höflingschaft zu verfallen, beeile ich mich, zu bemerken, daß ich dem vollständig zustimme. Aber es handelt sich hier nicht um einen Tugendpreis, sondern um politische Reife. Will Bernstein behaupten, daß die heute herrschenden Klassen „so frei von Vorurtheilen und Schwächen“ sind?

Wir dürfen doch nicht die Proletarier mit irgend einem Maßstab idealer Vortrefflichkeit messen, sondern sie mit den anderen Klassen vergleichen. Fällt dieser Vergleich wirklich so sehr zu Ungunsten der Arbeiterklasse aus?

Wäre das Proletariat wirklich noch politisch unreif, so würde damit weit mehr bewiesen, als Bernstein lieb sein kann.

Auch wer nichts weniger als ein Höfling der Arbeiter sein will, wird zugeben müssen, daß sie sich den anderen großen demokratischen Schichten der Gesellschaft, den Kleinbürgern und Kleinbauern, heute bereits an politischer Reife überlegen erweisen. Sind sie trotzdem unfähig zu politischer Herrschaft, dann sind es diese selben Klassen erst recht. Was wird aber dann aus der Demokratie, was wird aus der Selbstverwaltung, wenn die große Masse des Volkes unfähig dazu ist?

Hat Bernstein recht, dann ist nicht nur die Herrschaft des Proletariats, sondern schon die Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts ein Hinderniß. Dann fort mit der Demokratie, dann sichern uns nur die Herrschaft der Bourgeoisie den Fortbestand der Zivilisation, dann richten wir nur gleich ein Genuswahlrecht als Wall gegen die modernen Bandalen auf!

Natürlich nicht für immer, sondern nur für so lange, bis das Proletariat die nöthige Reife erlangt hat. Diese Versicherung haben uns die Gegner des allgemeinen Wahlrechts stets gegeben.

Ohne fortschrittliche Demokratie ist in einem modernen Industriestaat nur noch möglich als proletarische Demokratie. Darum der Niedergang der fortschrittlichen bürgerlichen Demokratie. Ueberwiegt bei den bürgerlichen Demokraten die Furcht vor der Herrschaft des Proletariats, dann werden sie Altliberale. Halten sie fest an der fortschrittlichen Demokratie, dann müssen sie sich mit dem Gedanken der Herrschaft des Proletariats befreunden. Furcht vor der Herrschaft des Proletariats verbreiten und gleichzeitig die politischen Rechte der unteren Volksklassen erhalten oder gar erweitern wollen, heißt, mit der einen Hand niederreißen, was die andere aufbaut. Nur die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Herrschaft des Proletariats und von seiner politischen Reife kann heute noch dem demokratischen Gedanken werbende Kraft verleihen.

Vergleicht man aber das Proletariat nicht mit irgend einem idealen Maßstab, sondern mit den anderen Klassen, dann findet man, daß seine politischen Fähigkeiten nicht bloß mit denen des Kleinbürgerthums und der Bauernschaft, sondern auch mit denen der Bourgeoisie selbst getrost den Vergleich aushalten. Sehen wir hin in die Parlamente, die Gemeinderäte, die Unterstützungskassen, in denen ausschließlich die Bourgeoisie und ihre Beamten herrschen, und wir finden dort Stagnation, Korruption, Inpotenz. Sobald die Sozialdemokratie eindringt, erwacht neues Leben; sie bringt Initiative, Ehrlichkeit, Kraft und Grundsätze mit sich und regenerirt durch ihre Konkurrenz auch ihre Gegner. In jeder Machtposition, welche die Sozialdemokratie im letzten Jahrzehnt, ja in den letzten Jahrzehnten, eroberte, hat sie sich behauptet, hat sie sich ihren Gegnern an positiver Schaffen überlegen gezeigt. In welcher Organisation immer sie die Herrschaft errang, überall erwies sie sich der Situation gewachsen. Bernstein zeige mir auch nur einen einzigen Fall, in welchem die Sozialdemokratie einer politischen Aufgabe, die ihr zufiel, nicht gerecht geworden wäre. Und das alles leistete sie allein, angewiesen auf ihre eigenen Kräfte, die Partei der Armen und Unwissenden. Welchen Grund haben wir anzunehmen, sie müsse scheitern, wenn die gesammte ökonomische und intellektuelle Macht des Staates ihr zur Verfügung gestellt wird?

Freilich meint Bernstein, wir dürften uns wohl „des großen Fonds von Intelligenz, Entsagungsmuth und Thatkraft freuen, den die moderne

Arbeiterbewegung theils entzündet und theils erzeugt hat, aber übertragen wir nicht, was von der Elite — sage, von Hunderttausenden — gilt, kritiklos auf die Masse, auf die Millionen" (S. 106), aber darauf ist zu bemerken, daß an dem Klassenkampf keiner Klasse die Gesamtheit der Klassenmitglieder mitkämpft. Ueberall finden wir bloß eine Elite im Vorkampf, deren politische Fähigkeiten für die Masse der Klasse entscheidend sind. Die Masse folgt in jeder Klasse theils der Elite, ohne eigene Initiative, theils hält sie sich ganz vom Kampfe fern. Die politische Herrschaft des Proletariats bedeutet also zunächst thatsächlich nur die Herrschaft seiner Elite — wie wir dies bei der Bourgeoisie, beim Junkerthum, bei jeder herrschenden Klasse finden. Und es ist nicht zu erwarten, daß die Sozialdemokratie früher in den Besitz der Staatsgewalt gelangt, als bis diese Elite mit den Massen, die ihr anhangen, stark genug geworden ist, sie zu erobern.

Nein, wir haben durchaus keinen Grund anzunehmen, daß die Sozialdemokratie naturnothwendig scheitern müßte, selbst wenn Zufälle, die ganz unberechenbar und nicht wahrscheinlich sind, sie in einem der entwickelten Länder Europas morgen schon zur Mehrheit im Parlament machten und an die Regierung brächten.

Und was heißt scheitern? Wenn man nach Aeußerlichkeiten geht, dann vollzog sich der gesammte Fortschritt der Bourgeoisie in gescheiterten Revolutionen, von der englischen der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis zu der europäischen der Mitte des neunzehnten. Thatsächlich hat die Bourgeoisie in keiner dieser Revolutionen ihre Alleinherrschaft behaupten können. Und doch erzeugte jede derselben einen mächtigen Anstoß nach vorwärts; eine jede brach so viele morsche Einrichtungen nieder, die nie wieder aufgebaut werden konnten, eröffnete so viele neue Wege für die soziale Entwicklung, daß sie nach ihrem aufscheinenden Zusammenbruch die Gesellschaft auf einer höheren Entwicklungsstufe hinterließ. Möchte, könnte man eine einzige dieser „verfrühten“, „fehlgeschlagenen“ Revolutionen in der Geschichte des gesellschaftlichen Fortschritts missen? Und ist es denkbar, daß eine dieser Revolutionen hätte aufgeschoben werden können, bis die demokratischen Klassen politisch reifer waren?

Wenn es aber absurd ist, von dem Aufschub eines historischen Ereignisses zu reden, was haben dann die Klaffandrucke von der mangelnden politischen Reife des Proletariats für einen Sinn?

Wir sind nicht die Deuter der historischen Entwicklung. Diese hängt von Faktoren ab, die weit mächtiger sind, als einzelne Parteien und ihre frommen Wünsche. Ob das Proletariat jetzt schon weit genug ist, die politische Herrschaft zu übernehmen, ob es dereinst, wenn es die politische Macht erobert, in allen Punkten schon die nötigen politischen Fähigkeiten entwickeln, ob es der ungeheuren historischen Aufgabe, die ihm zufällt, ohne Weiteres

gewachsen sein wird, ob seine Siege durch Niederlagen unterbrochen sein werden, ob die kommende politische Entwicklung eine langsame oder schnelle sein wird — wer könnte darauf antworten? Wenn man aber diese Fragen nicht beantworten kann, wird alles Spiritisterei über die heutige politische Reife des Proletariats zwecklos, und es kommt auf kein höheres Niveau durch die Verdächtigung derjenigen, die in die apokalyptische Impotenzklärung des Proletariats nicht mit einstimmen.

Unsere Aufgabe besteht nicht darin, das Proletariat mitten im Kampfe zu entmuthigen durch grundloses Verkleinern seiner politischen Fähigkeiten, sondern darin, die höchsten Anforderungen an die politischen Fähigkeiten des Proletariats zu stellen und daher alles anzubieten, sie möglichst zu steigern, so daß jeder Moment es auf der größten Höhe seiner Leistungsfähigkeit findet.

Zu dieser Aufgabe gehört es aber nicht nur, daß wir das Proletariat organisiren und ihm bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen erkämpfen helfen. Dazu gehört es auch, daß wir den Blick des Proletariats erweitern über den Kreis seiner Augenblicks- und Berufsinteressen hinaus, daß wir es die großen Zusammenhänge aller proletarischen Interessen untereinander und mit den allgemeinen gesellschaftlichen Interessen erkennen lassen. Es gehört dazu, daß wir ihm große Zwecke setzen, mit denen es selbst zu höherem Geistesleben heranwächst, daß wir es erheben über die alltägliche Kleinarbeit, die unentbehrlich ist und die das Leben dringend erheischt, die es uns aber eben deshalb von selbst aufdrängt, ohne daß wir nöthig hätten, dazu besonders eifrig zu mahnen. Sorgen wir dafür, daß nicht Kleinheitswahn das Proletariat und seine Ziele vergräbt, daß nicht an Stelle einer weitausblickenden grundsätzlichen Politik das Fortwursteln von Fall zu Fall eintritt, mit anderen Worten, daß nicht die nächsterne Alltäglichkeit den Idealismus überwuchert, daß nicht das Bewußtsein der großen historischen Aufgaben verloren geht, die dem Proletariat gestellt sind.

Wenn wir in diesem Sinne unsere volle Kraft einsetzen, haben wir unsere Pflicht als Sozialdemokraten gethan: der Erfolg unseres Wirkens steht in der Hand von Faktoren, die wir nicht beherrschen.